



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

A
20,127

Karl Fourier

Ein Vielverkannter

Versuch einer Darlegung seines
Ideenganges im Lichte des
modernen Sozialismus

Von

Herman Greulich



Zweite durchgesehene Auflage

Zürich 1919
Buchhandlung des Schweiz. Grütlivereins

The Library

of the



University of Wisconsin

Karl Fourier

Ein Vielverkannter

Verfuch einer Darlegung seines
Ideenganges im Lichte des
modernen Sozialismus

Von ✓
Herman Greulich



Zweite durchgesehene Auflage

Zürich 1919
Buchhandlung des Schweiz. Grütlvereins

Buchdruckerei des Schweiz. Erziehungsvereins, Zürich

Vorwort.

Diese Schrift wurde im Winter 1880/81 verfaßt. Sie erschien zuerst im „Jahrbuch für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“, und zwar im zweiten Jahrgang. Herausgeber war der edle Karl Höchberg unter dem Pseudonym Dr. Ludwig Richter. Es war die erste schwere Zeit des Sozialistengesetzes. Das Jahrbuch wurde sofort in Deutschland verboten. Vom zweiten Jahrgang fiel ein beträchtlicher Teil der Auflage in die Hände der Polizei. Von dieser Schrift erschien ein Sonderabdruck.

Schon lange ist die erste Ausgabe vergriffen. Um Nachfragen zu entsprechen, wünschte die Buchhandlung des Schweizerischen Grütlivereins eine zweite Auflage herauszugeben. So kam ich nach 38 Jahren zu einer nochmaligen Durchsicht.

Die Schrift entsprang einem Herzensdrang. Bernhard Becker, der nicht sehr würdige Nachfolger Lassalles als Präsident des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, hatte 1875 in einer Broschüre den genialen Fourier arg mißhandelt. Das gleiche geschah durch Dühring. Ihm folgte dann Joh. Most, damals noch ein gemäßigter Sozialdemokrat. Durch Karl Bürkli war ich im Winter 1867/68 in die Ideenwelt Karl Fouriers eingeführt und von ihr begeistert worden. Eine sympathische Abhandlung Wilhelm Liebknechts über Leben und Wirken von Robert Owen weckte in mir den Drang, etwas Ähnliches über

Fourier zu schreiben. Daher war ich froh, als Karl Höchberg und sein Sekretär Eduard Bernstein mir dafür einen Ehrenplatz im Jahrbuch einräumten.

Sieben Jahre später kam Babels Buch über Fourier. Darin erwähnt er auch meiner Schrift. Er bemerkte, ich hätte im Streben, Fourier zur verdienten Anerkennung zu bringen, ihn ein wenig zu sehr modernisiert und in der Sprache unserer Zeit reden lassen, ohne seiner Einseitigkeiten und Schulden Erwähnung zu tun. Das stimmt, obgleich wir aus einer Quelle schöpften: aus der Bibliothek Karl Bürkli's. Aber ich hatte Karl Bürkli selbst und seinen Rat zur Seite.

Bürkli war kaum zehn Jahre nach dem Tode Fouriers nach Paris gekommen. Er traf dort einen großen Kreis bedeutender Männer und Frauen, die Fourier gekannt hatten. Darunter war Victor Considérant, der Chef der Schule, mit dem er in nähere Verbindung trat. In einer glänzenden Literatur waren die Ideen Fouriers nach den verschiedensten Richtungen bearbeitet und dem allgemeinen Verständnis näher gebracht worden. Es lag auch mit daran, in gleicher Weise Fourier meinen Genossen vorzuführen und eine Sprache zu brauchen, die sie verstanden. Dabei ist zu bemerken, daß alle Uebersetzungen von Bürkli genau geprüft wurden. Er sah überhaupt meine Arbeit sorgfältig durch und war mit ihr durchaus einverstanden.

Das ist auch ein wesentlicher Grund für mich, für die zweite Auflage so wenig wie möglich zu ändern. Dazu kommt noch ein anderer Grund. Die zweite Auflage erscheint in einer Zeit außerordentlicher Gärung. Wenn auch aus andern Gründen, herrschte eine solche auch zur Zeit der ersten Nieder-

schrift unter dem Sozialistengesetz und dem Ausnahmezustand. Wie jetzt, wurde die Arbeiterbewegung der Schweiz stark von den Strömungen im Ausland beherrscht. Neue Anschauungen und neue Mittel drängten sich auf. Daher erscheint manches in der Schrift, als wäre es für die heutige Zeit geschrieben. Das gebietet, von Aenderungen möglichst Abstand zu nehmen, insbesondere Zusätze zu vermeiden. In der Hauptsache denke ich heute noch so wie damals.

Freilich stellt die heutige Sachlage andere und neue Aufgaben an die Bewegung, denen ich mich durchaus nicht verschließe. Aber das gehört nicht in den Rahmen der Darstellung Fouriers. Sie mag im großen ganzen so bleiben, wie sie vor 38 Jahren erschien.

Zürich, Ende Juli 1919.

Herman Greulich.

We must judge a man, not by the errors he commits, but by the truths he propounds. Most of his errors are not really his own. He inherits them from his predecessors, and if he throws some of them off, we should be grateful, instead of being dissatisfied that he has not rejected all.

Th. Buckle, History of Civilization in England. V, pag. 234.

(Wir müssen einen Mann nicht nach den Irrthümern, welche er begeht, beurteilen, sondern nach den Wahrheiten, welche er vorschlägt. Die meisten seiner Irrtümer sind in Wirklichkeit nicht die seinigen. Er ererbt sie von seinen Vorgängern, und wenn er einige davon ablegt, sollten wir uns freuen, anstatt unbefriedigt zu sein, daß er sich nicht von allen frei gemacht hat.)

Wohl kaum bezieht sich auf einen andern Denker dieses schöne Wort des leider zu früh verstorbenen Buckle mehr, als auf *Carl Fourier*, mit dem sich diese Abhandlung beschäftigt. Wohl kaum ist ein Mann, der seine Vorstellungen schwarz auf weiß wiedergab, und der eine solch glänzende Reihe von Dolmetschern und Auslegern seiner Idee hatte, selbst von Leuten, die ihm nahestehen sollten, derart verkannt worden, wie *Fourier*.

Man kann es begreiflich finden, wenn Leute, welche die heutige soziale Gestaltung als die vorzüglichste betrachten, einen mit solcher Gedankenscharfe ausgestatteten Sozialreformer, wie *Fourier*, einen Menschen, der mit einer solchen Fülle großer Ideen auftrat und doch dabei eine feine Beobachtungsgabe für das denkbar Unbedeutendste besaß, für einen

Narren erklären. Wenn sie diese ihre Behauptung damit zu beweisen suchen, daß sie sich an einige „Ungeheuerlichkeiten“ anklammern, die sich aus feinen Aufstellungen etwa herausklauben lassen. Unbegreiflich aber möchte es scheinen, wenn selbst Leute, die tief von der Weiterentwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse überzeugt sind, in das gleiche Urteil einstimmen. Es bleibt hier — will man nicht Mangel an Verständnis voraussetzen — nur die Erklärung übrig, daß solche Leute den Mann, den sie beurteilen, nur aus der Meinung anderer Leute her kennen.

Eine Unkenntnis dieser Art kann natürlich solchen nicht weiter angerechnet werden, die als gewöhnliche Teilnehmer in der sozialen Bewegung stehen; man darf sie aber billigerweise denen zum Vorwurf machen, die mit der Annahme auftreten, ein maßgebendes Urteil aussprechen zu wollen. Sie beanspruchen damit für ihre Darstellungen ein gewisses Vertrauen ihrer Leser, und sie täuschen dieses Vertrauen, da sie über eine Sache schreiben, die sie gar nicht oder mindestens nur ganz ungenügend kennen. Sie haben keine Ahnung, welche Schätze sie aus dem Gedankenreichtum Fouriers sich aneignen und was alles sie von ihm lernen könnten.

Immerhin soll die nachfolgende Abhandlung durchaus nicht den Charakter einer Polemik mit diesen Kritikastern tragen. Einesteils ist diese Aufgabe schon in kurzen Zügen durch die bekannte Engelsche Streitschrift gegen Dühring erledigt, andernteils muß eigentlich die wirksamste Polemik in einer Darlegung der Gedanken Fouriers über die heutige und die künftige Gesellschaft bestehen. Diese wird am besten zeigen, wie sehr seine Bekrittler dem Manne unrecht getan haben.

Eine solche Darlegung ist aber nicht nur ein Akt der Gerechtigkeit gegen das Andenken dieses Vielverkannten. Sie ist auch eine Ehrenpflicht, die im Namen der sozialistischen Bewegung deutscher Zunge erfüllt wird — eine Ehrenpflicht, für deren Erfüllung natürlich der Verfasser gern die Verantwortlichkeit trägt.

Diese Darlegung soll eine freie und selbständige sein; sie wird sich nicht allein an Fourier selbst, sondern auch an die Auslegungen seiner Schule halten, die zum richtigen Verständnis unentbehrlich sind. Sie wird sich nicht in eine Orthodoxie verlieren, wie solche bei den Epigonen, den späteren Anhängern der sozialistischen Schule, schon zutage trat. Der Verfasser dieser Abhandlung steht auf dem Standpunkt der modernen sozialdemokratischen Bewegung und daher jeder Orthodoxie fern.

I.

Kleine Ursachen — große Wirkungen. Eines Tages — es sind beiläufig 141 Jahre her — verhandelt der ehrfame Tuchkaufmann Fourier in Besançon mit einem Kunden, der einen Einkauf machen will. In dem Laden befindet sich auch das fünfjährige Söhnlein, und als der Kunde sich näher nach der Beschaffenheit einer Ware erkundigt, sagt das kleine Enfant terrible zum Verdruß seines Vaters dem Kunden die Wahrheit, die ihm der vorsichtige Kaufherr verschweigen wollte. Der kleine Karl wurde dafür von seinem Vater schwer gezüchtigt.

Gewöhnliche Menschen werden durch solche Mittel zu dem herangezogen, was man im Alltagsleben unter allen möglichen Namen als notwendige Lüge bezeichnet. Auf den kleinen Karl Fourier machte aber diese Bestrafung für eine ausgesagte Wahrheit einen anderen Eindruck. In die unverdorrene Kindesseele zog mit einem Gefühl unauslöschlicher Bitterkeit — ob des erlittenen Unrechts — das Bewußtsein, daß der Mechanismus des Handels auf gegenseitiger Täuschung und Uebervorteilung beruhe. Es wird berichtet, daß Karl Fourier schon in seiner zartesten Jugend jene feste unbezähmbare Willenskraft besessen habe, die ihm sein ganzes Leben hindurch innewohnte. Er schwur nach jener Züchtigung — wie Viktor Considérant an seinem Grabe sagte —, nicht rasten zu wollen, bis er die Mittel gefunden habe, um den Handel auf die Grundlagen der Wahrheit und Rechtlichkeit zu stellen.

So mythisch die Erzählung von dem Kindheitsgelübde als von einem andern Hannibals-Schwur auch klingt, zahlreiche Züge aus Fouriers Kindheit und Jugendzeit zeigen, daß er sich unentwegt mit Reformgedanken trug, und daß das erwähnte Ereignis von frühester Kindheit an seinem Denken die Richtung gab, die ihn später auf eine Umgestaltung der ganzen Gesellschaftsorganisation führte.

Aber noch ein anderes Ereignis sollte einen bestimmenden Eindruck auf Fourier machen. Nach wechselvollem Geschick *) kam Fourier im Anfang 1799 nach Marseille in ein Handlungshaus. Dieses hatte während einer Hungersnot mit Getreide und Reis à la hausse spekuliert und deshalb mit seinen Borräten zurückgehalten. Ein Sinken des Preises zerstörte aber diese Spekulation. Der kaum 27jährige Fourier wurde beauftragt, eine Schiffsladung (20,000 Zentner) Reis heimlich in das Meer zu schütten. Diese Begebenheit brachte seine Umgestaltungsgedanken zur Reife, und es ist denn auch das Jahr 1799, in dem er zu seinen Vorstellungen über die gesellschaftliche Umgestaltung den Schlußstein fügte, wo er, wie er selbst und seine Schüler sagen, seine „Hauptentdeckung“ machte. Die „Hauptentdeckung“ betrifft das Gesetz der sozialen Attraktion, welche nur durch die Organisation der Reihen (Serien) und Gruppen zur Harmonie führen kann. Eine Ver-

*) Fourier verlor bei der Belagerung Lyons durch die Truppen des Konvents den größten Teil seines Vermögens und entging nach der Einnahme (1793) nur mit knapper Not der Guillotine. Bei der Massenaushebung kam er zum Kriegsdienst, den er bei der leichten Kavallerie etwa zwei Jahre mitmachte. Schon vorher hatte er bedeutende Reisen gemacht. Fourier wurde geboren am 7. April 1772 zu Besançon und starb den 10. Oktober 1837 zu Paris.

öffentlichung im „Bulletin de Lyon“ vom 11. Frimaire des Jahres XII (3. Dezember 1803), betitelt „Harmonie universelle“, zeigte des deutlichsten, daß Fourier damals mit seinem Organisationsplane schon ganz fertig war. 1808 gab er sein berühmtes Werk „Théorie des quatre mouvements“ als „Prospekt“ heraus, auf dem wegen der napoleonischen Preßgesetze als Druckort Leipzig steht, das aber in Lyon gedruckt wurde. In diesem Buch ist das ganze Wesen von Fouriers Theorien bereits enthalten, seine späteren Veröffentlichungen sind nur speziellere Ausführungen einzelner Teile dieser Theorie.

Es mag hier am Platze sein, ganz kurz eine Erklärung des Titels „Theorie der vier Bewegungen“ beizufügen, wobei gleich zu bemerken ist, daß es nach den späteren Ausführungen Fouriers eigentlich fünf Bewegungen sind, von denen er vier als „kardinale“ und eine als „pivotale“ bezeichnet, um welche letztere als dem Pivot (Angelpunkt) sich die anderen drehen, wie etwa die Planeten um die Sonne. Ein Analogon (Abbild) dieser Klassifizierung wäre die menschliche Hand, wo der herrschende Daumen den Pivot darstellt, während die vier anderen Finger die kardinalen Bewegungen repräsentieren. Das Schema dieser Bewegungen ist folgendes:

Pivotale Bewegung:	✕ die soziale,
Kardinale Bewegungen:	1. die instinktueller,
	2. die organische,
	3. die aromale,
	4. die materielle.

Die Theorie der materiellen Bewegung ist zum Teil schon erklärt, die epochemachendste Entdeckung ist die des Gravitationsgesetzes (der materiellen Attraktion) durch Newton.

Die Theorie der „aromalen“ Bewegung soll die Naturgesetze erklären, nach welchem die „Arome“ sich den Körpern mitteilen und ihren Einfluß auf sie ausüben. Unter „Aromen“ versteht Fourier gewisse Naturkräfte, die, wie Elektrizität, Magnetismus, Nervenfunktionen usw., nur in ihren Aeußerungen unseren Sinnen erkennbar sind. Fourier brauchte hier den Ausdruck „Aromen“ vermutlich darum, weil durch den Geruch die feinsten Fluiden wahrgenommen werden.

Die Theorie der „organischen“ Bewegung soll erklären, nach welchen Naturgesetzen die Wesen und Substanzen ihre Eigenschaften, Formen, Farben, Töne, Geruch, Geschmack usw. erhalten. Nach der Meinung Fouriers streben alle diese Bewegungen nach einer Harmonie, einer Ausgleichung und Uebereinstimmung, wie das bis jetzt einzig im Reich der Töne, in der Musik, erreicht ist. Wie letztere durch das Gehör uns in eine höhere Stimmung, in eine Glückseligkeit versetzen kann, so sollen auch die Eindrücke auf unsere anderen Sinne einer Harmonie entgegengeführt werden.

Die Theorie der „instinktuellen“ Bewegung soll die Naturgesetze erklären, nach welchen unter den Wesen die Triebe (passions) und Instinkte verteilt sind, und wie sich diese äußern.

Die Theorie der „sozialen“ Bewegung soll die Naturgesetze erklären, nach denen die Anordnung (ordonnance) und Aufeinanderfolge der verschiedenen sozialen Mechanismen oder Gesellschaftsformen sich regiert. Unsere Wissenschaften, sagte Fourier, haben in dieser pivotalen Bewegung — diesem Angelpunkt aller anderen Bewegungen — weder Wirkungen, noch Ursachen erkannt oder erklärt, sie haben keinen der

Wege auch nur annähernd erkannt, die zu der Einheit führen, welche die Harmonie der menschlichen Triebe ohne Anwendung von Zwangsmitteln voraussetzt.

Fourier behauptete bis an sein Lebensende, diese Bewegung erkannt und damit eine wichtigere Entdeckung gemacht zu haben, als Newton, da durch dessen Entdeckung des materiellen Bewegungsgesetzes das Elend nicht aus der Welt geschafft werden kann. Wie der moderne Sozialismus nach materialistischer Geschichtsauffassung die ökonomische Struktur der Gesellschaft als das Knochengeriüst betrachtet, an dem die Weichteile der politischen Form, der herrschenden Moral-, Religions- und Rechtsanschauungen nur die äußere Hülle bilden, so erblickte Fourier in dem von ihm entdeckten pivotalen sozialen Bewegungsgesetz sogar den Schlüssel zu den Gesetzen aller anderen Bewegungen, er sah in den letzteren nur die Widerspiegelungen (Analogien) der sozialen Bewegung und bedauerte tief, daß ihm seine Mittel nicht erlaubt hätten, sich die nötigen Spezialkenntnisse zu erwerben, und auch nicht die nötige Zeit gewährten, um dafür z. B. auf dem Gebiete der Naturwissenschaften die genauesten Nachweise erbringen zu können. Fourier war eben, nachdem er sein Vermögen verloren, nur ein schlechtbezahlter Kommis.

Will man nun die Vorstellungen Fouriers, soweit sie einen bleibenden Wert für die soziale Wissenschaft und die soziale Umgestaltung haben, verstehen und ihrem Werte nach schätzen, so muß man dem Gedankengange folgen, aus dem sie sich logisch entwickelt haben. Diesem Gedankengange folgend, wird man nicht allein die Berührungspunkte von Fouriers Ideen mit dem modernen Sozialismus leicht herausfinden, sondern man wird auch leicht erkennen, wo

die Theorie Fouriers beginnt, eine utopistische zu werden. Man wird ebenso leicht erkennen, worin gewisse Widersprüche ihren Grund haben — Widersprüche, an die sich gerade die sozialistischen Kritiker anklammerten, um gegen die übrigen wesentlichen sozialen Vorstellungen Fouriers, die sie entweder nur oberflächlich kannten, oder mindestens nicht verstanden, zu Felde zu ziehen. — Nun zur Sache.

Fourier wurde, wie schon erwähnt, zuerst auf den Widerspruch gestoßen, in dem der Mechanismus des Handels mit den gewöhnlichen Aufstellungen der Moral steht. Dazu kommt, daß seine Jugendzeit in die Epoche fällt, wo der Handel noch mit ziemlicher Verachtung angesehen wurde. Zu einem Teil kam das auf Rechnung der vor der Revolution tonangebenden herrschenden Stände, Adel und Geistlichkeit. Andernteils muß es auch der damals noch sehr einflußreichen physiokratischen Schule *) zugeschrieben werden, die bekanntlich nur den Ackerbau als wirkliche Produktion gelten ließ.

Mit dem Ausbruch der französischen Revolution und dem Sieg des dritten Standes änderte sich diese Sachlage. In Frankreich, wie schon vorher in England, begann der Handel ein bedeutendes Gewicht auf das Staatsleben auszuüben und fand in den Ökonomen seine Lobredner, die aus seinem Aufschwunge das Heranbrechen des tausendjährigen Reiches der Glückseligkeit prophezeiten.

*) Die physiokratische Schule lehrte, daß die höchste Blüte des Landbaus die einzige Quelle des Volksreichtums sei, die merkantilistische Schule dagegen verfocht die Ansicht, daß Handel und Industrie vor allem begünstigt werden müßten und der Reichtum eines Landes in der größtmöglichen Masse von Gold und Silber bestehe.

Diese flache Erfolgsanbetung führte nun Fourier dazu, den Handel — das Gewerbe, das er Zeit seines Lebens als „sorgeant de boutique“, wie er sich in seinem unverwüßlichen Humor selbst nennt, selbst ausübte und nach allen Richtungen kannte — einer Kritik zu unterwerfen. Schärfer und erbarmungsloser hat sie weder vor, noch nach ihm ein anderer je ausgeübt. Er bezeichnete ihn als ein Spiel zwischen Betrüger und Betrogenen und direkt als Lüge, Wucher, Betrug und Dieberei jeder Art, als Straßenräuberei. Sein Hauptzorn richtete sich gegen die Agio-teurs und die Aufkäufer von Lebensmitteln, die Kornwucherer, die einer Bande von verbündeten Seeräubern, einem Schwarme von Geiern, welche die Erzeugnisse der nützlichen Arbeit in Landwirtschaft und Gewerbe aufzehren, zu vergleichen seien.

Genau betrachtet, ist soweit die Anschauung Fouriers nichts weiter als eine Erweiterung der physiokratischen Anschauungen. Nur stellte er von vornherein Gewerbe und Manufaktur (man versteht darunter jene Anfänge des Großbetriebes mit Arbeitsteilung, die zuerst auf den zünftigen Handwerksbetrieb folgten; die Industrie mit Kraftmotoren- und Maschinenbetrieb konnte damals noch kaum in Betracht kommen) der Landwirtschaft als Produktion gleich. Dagegen fand er es empörend, daß die bloße Funktion der Vermittlung zwischen Produzenten und Konsumenten nicht allein zum Herd einer mindestens zu neun Zehnteln, wo nicht neunzehn Zwanzigsteln überflüssigen Schar von Schmarozern, sondern auch zur Quelle des reichlichsten Gewinns und einer sozialen Machtstellung werden sollte, deren Entfaltung zu einer Handelsfeudalität mit monopolistischen Privilegien er schon damals klar voraussah.

Man sieht, Fourier ließ sich keinen Augenblick durch das Zauberwort „freie Konkurrenz“ blenden. Er sah aus den Anfängen, daß diese „freie Konkurrenz“ im Handel die Produktion und Konsumtion aufs schwerste schädigen müsse, daß sie nur die Verschlechterung und Verfälschung der Produkte und die Giftmischerei mit den Lebensmitteln hervorrufe und prämiere. Die Tatsache, daß ein Mensch, der nur die Produkte vom Erzeuger zum Verbraucher übermittelt, diese Produkte als sein Eigentum erwerben und damit schalten und walten könne, wie ihm beliebt, betrachtete er als die Ursache des Uebels dieses Raubes an der Gesellschaft. Die Verkäufer von Nahrungsmitteln, die Kornwucherer, verglich er mit einer Bande von menschlichen Hyänen, die auf einem verlassenen Schlachtfelde die Blefsierten plündern und ihre Wunden noch weiter aufreißen.

Wie wenig Fourier übrigens bei seiner Kritik des Handels an persönliche Schimpfereien dachte, mag folgende Stelle aus der „Théorie des quatre mouvements“ im dritten Teil „de la licence commerciale“ (erste Auflage von 1808, pag. 313) zeigen. Sie spricht fast den gleichen Gedanken aus, wie Marx in seinem Vorwort zur ersten Auflage des „Kapital“ auf pag. 6 und 7:

„Ich werde Gelegenheit haben, sehr wenig schmeichelhafte Ansichten über den ganzen Handel auszusprechen, aber ich habe schon früher bemerkt, daß, wenn ich ein Gewerbe kritisiere, ich nicht damit die Individuen table, welche es ausüben. Gar mancher, der über das Gebaren der Agioteurs, der Advokaten und anderer sich entrüstet, würde, wenn er ihre Stellungen einnähme, sie vielleicht an Geldgier

noch übertreffen. Man soll daher nie die Triebe der Individuen schelten, sondern nur die Zivilisation. (Fourier meint damit immer die bürgerliche Gesellschaftsordnung.) Diese läßt diesen Trieben zu ihrer Befriedigung nur die Bahn des Unheils offen und zwingt damit den Menschen, schlecht zu sein, um zu Reichtum zu gelangen, ohne den sie ihm kein Glück bieten kann.“

Daher war Fouriers erste Aufstellung, daß der Handel und Verkehr als eine unproduktive, bloß vermittelnde Funktion dem Privatbetrieb ganz entzogen, dem Gesellschaftskörper untergeordnet und bei möglichst direktem Verkehr, sowie mit möglichster Dekonomie an Personal, zu einer Funktion verantwortlicher und absehbare Beamten werden solle. Dadurch würde zunächst ein ganz bedeutender Teil von Arbeitskräften zu nützlicher produktiver Tätigkeit verwiesen. Mit dem Wegfall des persönlichen Verfügungsrechtes über die in Zirkulation befindlichen Produkte, sowie des persönlichen Gewinns, müßte auch die Schädigung der Produktion und Konsumtion und ebenso die Verschlechterung und Verfälschung der Produkte verschwinden. Das Gemeinwesen würde dann natürlich seine Agenten und Beamten anweisen, nur reelle Produkte anzunehmen.

Aus dieser Aufstellung ergab sich Fourier auch gleich die Organisation des Handels und Verkehrs als öffentliche Funktion, als deren Einheit er das Gemeindegeldkomptoir (comptoir communal) betrachtete. Dieses Gemeindegeldkomptoir müßte umfassen: 1. Eine Hypothekar- und Lombardbank (natürlich in organischem Zusammenhang mit den Komptoirs der anderen Gemeinden), die sowohl unbewegliches Eigentum, als

alle Produkte aus der Gemeinde nach dem Grade ihres gesellschaftlichen Wertes belehnt; 2. ein großes Niederlagshaus für die belehnten Produkte, und 3. eine Verkaufs- und Speditionsagentur.

Durchgeht man nur einigermaßen die Schilderung, welche Fourier von einem solchen Gemeindegomptoir gibt, so bekommt man gleich einen Eindruck von seiner ungemein scharfen Beobachtungsgabe. Er denkt geradezu an alles und bewegt sich in dem Stillleben eines bäuerlichen Mikrokosmos mit großer Sicherheit.

Er stellt dar, wie dieses Gemeindegomptoir nicht allein die Funktionen des heutigen Bank- und Handelswesens viel schneller, einfacher und unendlich reeller und wohlfeiler besorgt, sondern auch von vornherein den Produzenten eine Masse von Arbeit erspart. Nicht mehr ist jeder Bauer genötigt, seinen eigenen Speicher, seinen eigenen Keller, seine eigenen Fässer, sein eigenes Fuhrwerk zu haben. Das alles hat viel vorteilhafter eingerichtet das Gemeindegomptoir, und Fourier rät, wie er an alles denkt, in solchen Dörfern mit der Einrichtung solcher Gomptoirs zu beginnen, wo sich leere Klöster befinden, da, wie er satirisch bemerkt, die Mönche mit besonderer Sorgfalt darauf gesehen hätten, gute Keller und Speicher zu haben.

Als ein Beispiel, welcher großer Unterschied hierbei zwischen Klein- und Großbetrieb besteht, erzählt Fourier, daß, als er im Jahre 1818 sich hart an der savonischen Grenze aufhielt, im Juli dieses Jahres den dortigen kleinen Bauern 10,000 Fässer Wein infolge schlechter Keller umschlugen (ungenießbar wurden). Den großen Besitzern der gleichen Gegend, die gute Keller und die Mittel zur Erfrischung des Weines

hatten, schlug auch nicht ein Faß um. Die armen Bauern suchten nun durch Einführung der Seidenzucht sich eine Hilfsquelle zu verschaffen; drei Viertel unter ihnen sahen aber ihre Raupen wegen schlechter Witterung zugrunde gehen, während den Reichen nicht für einen Heller zugrunde ging, denn sie hatten gute Lokalitäten und Einrichtungen. Nach diesem doppelten Verlust schrien die Bauern: „Gott liebt nicht die Armen.“ Dazu bemerkt nun Fourier: Das ist wahr. Gott liebt nicht die kleine Kultur, den Kleinbetrieb, er will die großen sozietären Vereinigungen, die genügend mit Mitteln versehen sind.

Das gemeinsame Einkellern und Einspeichern der Ernten und die gemeinsame Behandlung der bekehrten Vorräte im Gemeindeniederlagshause, um sie in gutem Zustande zu erhalten, wird natürlich kaum ein Zehntel der Arbeit erheischen, als wenn jeder Bauer diese Arbeiten für sich besorgt. Es wird daher Zeit sowohl zu besserer Kultur, als auch namentlich im Winter zum Betrieb eigener gewerblicher Arbeitszweige gewonnen, welche das Gemeindegomptoir einrichten oder doch wenigstens den Anstoß dazu geben kann, wie es auch für deren Absatz sorgt.

Noch mehr. Bei diesem Gemeindegetrieb des Handels, bei dem natürlich alle Interessenten über Kauf und Verkauf mitzusprechen und zu stimmen haben und der also quasi die Börse der Zukunft bildet, wird sich bald herausstellen — man beachte, daß hier Fourier immer noch selbständige Kleinbauern (Kleineigentümer) vor Augen hat —, daß sich der gleiche Vorteil, wie beim gemeinsamen Niederlagshaus und beim Gemeindegomptoir überhaupt, auch noch durch den Gemeindegetrieb auf anderen Gebieten erzielen läßt.

Man wird z. B. bald einsehen, daß es unvorteilhaft ist und viele Arbeitszeit dabei verschwendet wird, wenn jede der 300 bis 400 Familien für sich die Wäsche besorgt. Man kann mit riesiger Ersparnis an Brennmaterial, an Zutaten (Seife usw.) und hauptsächlich an Arbeit diese Funktion in einem Gemeindevaschhaus besorgen (und Fourier konnte die Verwendung von Maschinen und Dampf noch nicht voraussehen), wo alles aufs zweckmäßigste eingerichtet ist und die Wäsche viel sorgfältiger behandelt und sauberer wird.

Hat man in dieser Erweiterung des Gemeindebetriebes wieder einen bedeutenden Vorteil für die Gesamtheit und den einzelnen ersehen, und merken die Frauen, daß dadurch ihre Arbeitskraft für weitere, ihnen angenehmere Tätigkeit frei werde, so wird die Aufmerksamkeit sich bald noch auf weiteres richten. Anstatt, daß die Familien ihr Brot für sich backen, wird eine Gemeindebäckerei, ebenso wie das Waschhaus in Verbindung mit dem Gemeindekomptoir, diesen Dienst viel vorteilhafter und besser versehen. Und warum sollte man nicht noch einen Schritt weiter gehen und es für eine großartige Verschwendung von Arbeitskraft, Brennmaterial, Geschirr usw. halten, wenn Tag für Tag 300 bis 400 Frauen in 300 bis 400 schlecht eingerichteten Küchen mit großer Verschwendung von Brennmaterial, Geschirr, Mühe und Zeit die Mahlzeiten zubereiten? Diese könnten viel ökonomischer, mannigfaltiger und schmackhafter in einer großen, aufs vorteilhafteste eingerichteten Gemeindegüche hergestellt werden. Sie würden kaum den zehnten Teil an Arbeitskraft und Brennmaterial in Anspruch nehmen.

und besser geschehen, wenn die Kinder einer gemeinsamen Pflege, Wartung und Erziehung übergeben werden, für welche es verhältnismäßig weniger Personen bedarf? Finden sich solche mit Befähigung und Lust nicht überall? Würden sie ihrer Aufgabe in der Regel nicht viel besser nachkommen, als es die Eltern können? Ja, entspräche eine solche Einrichtung nicht sogar dem lebhaftesten Wunsche der Kinder selbst, die vom frühesten Alter an gar keine größere Glückseligkeit kennen, als mit anderen Kindern zusammen zu sein?

Wie vieles ließe sich hier aus dem Gedankengange Fouriers noch anschließen, wäre der Rahmen dieser Abhandlung nicht ein knapp gefaßter, so daß eine möglichste Einschränkung im Stoff, der in einem Uebermaß von Reichtum vorliegt, dringend geboten ist.

* * *

Die Umgestaltung des Handels durch die Einrichtung des Gemeindegeldkomptoirs eröffnet aber nicht nur, wie bisher gezeigt wurde, eine Bahn zur Erweiterung der Gemeinwirtschaft in Beziehung auf Konsumtion, sondern sie weist auch auf die Gemeinwirtschaft in der Produktion hin. Schon wurde erwähnt, daß durch die bedeutenden Arbeitersparnisse eine Masse von Arbeitskräften frei werde, die ebensowohl in der günstigen Jahreszeit zur besseren Kultur und Erleichterung der Arbeit, zur Winterszeit aber in gewerblicher Tätigkeit, in der Manufaktur (die Industrie lag damals noch in den Windeln) betätigt werden können. Fourier meinte damals, daß jedes Gemeindegeldkomptoir wenigstens drei Manufakturen einrichten sollte. Das Gemeindegeld-

komptoir, das den ganzen Austausch und Verkehr in den Händen hat, würde auch einzig geeignet sein, die Einrichtungen zu beschaffen, und — da es ja auch den Absatz der Produkte vermittelt — ebenso auch verpflichtet sein, für den Unterhalt der in den Manufakturen Arbeitenden, oder für deren Belohnung zu sorgen. Es läge also hier ein Gemeinbetrieb vor, dessen Gewinn auch wieder dem Gemeinwesen zugute käme.

Aber dabei würde es natürlich nicht stehen bleiben. Die Vorteile des Gemeinbetriebes müßten es bald jedem klar machen, daß es unvorteilhaft sei, wenn jeder Besitzer sein Stück Land für sich bearbeite, während durch Arbeitsteilung und Ineinandergreifen aller Kräfte das ganze Areal der Gemeinde viel besser, zweckmäßiger und mit viel geringerem Aufwand an Mühe und Arbeitszeit bearbeitet, rationeller bepflanzt und dadurch auch ertragsfähiger gemacht werden könnte. Diese Einsicht müßte sich, wie gesagt, sobald einmal die Bahn des Gemeinbetriebes eröffnet wäre, jedem aufdrängen, und es dürfte deshalb gar nicht lange dauern, bis aus der Gemeinde auch in Beziehung auf Produktion eine Assoziation würde. Die Sache würde sich aus freiwilliger Ueberzeugung, keinesfalls durch Zwang (der überhaupt bei Fourier strikte ausgeschlossen ist), vollziehen. Niemand hätte dabei etwas von seinen Eigentumsrechten abzugeben, sondern nur die eigenmächtige Bearbeitung seines Bodens. Die Eigentumsansprüche würden in Anteilscheinen, die zu Zins- und Gewinnanteil berechtigten, bescheinigt, und kein Jota dürfte daran fehlen.

Fourier weist sogar darauf hin, daß das Eigentum durch diese Umgestaltung sowohl leichter beweg-

lich gemacht, als auch durch eine solidarische Garantie der Gemeinde mit allen ihren Werten viel sicherer gestellt werden kann, als heute.

Bisher verlief der Gedankengang Fourriers ganz glatt, in der Kette der Gedanken schloß sich ein Glied folgerichtig ans andere — hier aber angelangt, mußte er sich mit einem schweren Zweifel abfinden. — Hier trat ihm eine Frage entgegen, die von außerordentlicher Wichtigkeit ist, und die auch heute noch von Begnern des Sozialismus aufgeworfen wird, die keine Ahnung davon haben, in wie genialer Weise Fourier diese Frage beantwortet hat. Ehe jedoch auf diese Kardinalfrage der sozialen Fragen und ihre Beantwortung eingegangen wird, sei eine Zwischenbetrachtung gestattet.

* * *

Der Gedankengang Fourriers, soweit er vorstehend entwickelt wurde, wird den heutigen Sozialisten befremdend erscheinen. Für sie setzt die ökonomische Umgestaltung auf dem Gebiete der Produktion ein und beginnt mit der Expropriation der Arbeitsmittel. Der Lassallesche Vorschlag der Gründung von Produktivassoziationen mit Staatshilfe wurde ja von Lassalle selbst in einem Brief an Rodbertus nur als leicht faßliches Propagandamittel betrachtet. Er ist nicht mehr Postulat einer nennenswerten Arbeitergruppe.

Dagegen scheint der Gedankengang Fourriers sich in einem Widerspruch zu befinden mit der anerkannt mustergültigen Entwicklung Marx' über die geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Akkumulation. Diese besteht darin, daß das kapitalistische Eigentum auf der Expropriation der Arbeitsmittel

vieler kleiner Produzenten beruht. Daß diese Expropriation mit der technischen Entwicklung des Arbeitsprozesses stufenweise fortschreitet, mit der Konzentration der Kapitalien die Zahl der Kapitalmagnaten abnimmt. Bis schließlich die Konzentration der Produktionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit einen so hohen Grad erreicht, daß sie unverträglich wird mit ihrer kapitalistischen Hülle, dem Kapitalmonopol, und sie sprengt. Womit die Stunde des kapitalistischen Privateigentums geschlagen hat und die Expropriateurs ihrerseits vom Volke enteignet werden.

Hier setzt also die revolutionäre Befreiung des Proletariats durch die Expropriation der wenigen aus dem kapitalistischen Produktionsprozeß übrig gebliebenen Kapitalmonopolisten ein und schafft sich eine andere Art der Verteilung des Mehrwertes, den bisher die kapitalistischen Aneigner der Arbeitsmittel für sich in Anspruch nahmen.

Die Marxsche Entwicklung entspricht vollkommen dem von ihm mit großer Klarheit enthüllten ökonomischen Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft, das übrigens, wie noch gezeigt werden soll, von Fourier prinzipiell fast übereinstimmend dargestellt wurde. Und doch beruht ihr Schlusssatz auf einer Voraussetzung, die nicht in dem ökonomischen Bewegungsgesetz selbst gegeben ist: der Voraussetzung, daß die Arbeiterklasse in einem gegebenen Zeitpunkt genügend geschult, vereint und organisiert ist, um die auf ihre Spitze getriebene kapitalistische Aneignung zu brechen.

Die Erörterung über diese Frage ist damit durchaus noch nicht abgeschlossen. Die Erörterung über die Ausführung dieses Umschlages der kapitalistischen

Produktionsweise in ihre gesellschaftliche Form ruft vielmehr sofort die Frage nach einer, sei es auch nur irgendwie genaueren Bezeichnung dieses Zeitpunktes hervor. Da ja ökonomische Fragen von vornherein international behandelt werden, so entsteht die Frage: Wird dieser Zeitpunkt wahrscheinlich für die Hauptkulturländer gleichzeitig kommen? Obgleich es viele Sozialisten gibt, die das annehmen, wird diese Frage doch nicht unbedingt bejaht werden können. Einesteils weil der ökonomische Entwicklungsprozeß nicht in allen Ländern auf der gleichen Höhenstufe steht — andernteils, weil das theoretische Klassenbewußtsein der Arbeiter und ihr Drang nach einem Umschlag in den verschiedenen Ländern noch sehr verschieden entwickelt ist.

Das schlagendste Beispiel dieser Art liefert gerade England, das in seiner ökonomischen Entwicklung nicht nur in bezug auf Industrie, Handel und Verkehr, sondern auch auf den Großbetrieb der Landwirtschaft unter allen europäischen Kulturländern auf der höchsten Stufe steht. Während sein riesiges Proletariat, das sogar eine gigantische gewerkschaftliche Organisation und eine sehr bedeutende Koalitions- und Bewegungsfreiheit hat, für die theoretischen Erörterungen über den Umschlag geradezu unzugänglich ist. *)

In dem ökonomisch weniger entwickelten Deutschland finden solche Erörterungen in breiten Volksschichten einen guten Boden. In Frankreich, dem ökonomisch noch weniger entwickelten Lande, wurden diese Fragen mit einem Feuer aufgegriffen, das den Drang nach einem Umschlag in den Proletarierkreisen deutlich zeigt.

*) 1880/81 geschrieben und heute noch teilweise richtig.

In jedem Falle erfordert also diese erste Frage zu ihrer Beantwortung sehr eingehende Studien, und könnte schließlich nur unter gewissen Voraussetzungen beantwortet werden.

Käme nun die zweite Frage: Wird dieser Zeitpunkt des Umschlages für alle Teile eines Landes wahrscheinlich gleichzeitig kommen? Selbst diese Frage kann keineswegs unbedingt bejaht werden. Die ökonomischen Entwicklungsstufen in den verschiedenen Teilen eines Landes sind keineswegs gleich. Und wenn auch die Großindustrie und der Großhandel ihren revolutionierenden Einfluß schon allenthalben geltend machen und überall das Terrain erobert haben, so lebt doch tatsächlich ein ganz bedeutender Teil des Volkes unter kleinbürgerlichen und kleinbäuerlichen Verhältnissen. In Süddeutschland und in der Schweiz bestehen sogar noch ganz beträchtliche Ueberreste des uralten Grund- und Boden-Kommunismus in Bürger- und Korporationsgütern, Allmenden usw.

Es ließe sich freilich annehmen, daß in einer gegebenen Zeit die Arbeiter der Industriezentren in den Fall kämen, den Umschlag zu vollziehen, die paar Expropriateurs zu expropriieren. Ja, dieser Fall läßt sich sogar zum Beispiel bei einem Etablissement Krupp oder bei großen Unternehmungen von Aktiengesellschaften, die sich um Eisen- und Kohlenbergwerke gruppieren, in ganz naher Zeit, bei der nächsten Erschütterung im öffentlichen Leben denken. — Wo bliebe dann aber der beträchtliche übrige Teil des Volkes, der in der ökonomischen Entwicklung zurück ist, der noch unter kleinbürgerlichen und kleinbäuerlichen Betriebs- und Eigentumsverhältnissen lebt? Diese lassen sich ja in einer kurzen Spanne Zeit nicht

total umgestalten. Oder sollen diejenigen Proletariermassen, die an ihrem Ort und in ihren Verhältnissen einen Umschlag vornehmen könnten, warten, bis sich die ökonomischen Verhältnisse überall so weit entwickelt haben, was ja noch eine bedeutende Zeit dauern könnte, bis dieser Umschlag überall vor sich gehen kann?

Die Marxsche Darlegung des Bewegungsgesetzes der modernen Gesellschaft ist theoretisch richtig. Es ist sicher vorauszusehen, daß die kapitalistische Produktionsweise von selbst nach dem Punkte der Entwicklung drängt, wo sie in die gesellschaftliche (sozialistische) umschlagen muß. Doch kann diese theoretische Darstellung für die praktische Emanzipation des Proletariats nicht als erschöpfend angesehen werden. Der Fouriersche Gedankengang, der von einer Umgestaltung des Handels ausgeht, ist bei genauerer Betrachtung der obwaltenden Mannigfaltigkeit der Verhältnisse nicht als ein Widerspruch gegen die Marxsche Darstellung zu betrachten. Er läßt sich vielmehr auch vom modernen sozialistischen Standpunkte und seiner proletarischen Richtung dem von Marx koordinieren, also ebenbürtig beordnen.

Wo man mit sozialistischen Ideen ins Volk hin austrat, machte man die Bemerkung, daß nicht überall die gleiche Taktik anwendbar ist, und mancher Mißerfolg mußte erst darüber belehren, daß verschiedene ökonomische Entwicklungsstufen und Lebensverhältnisse auch verschiedene Auffassungen mit sich bringen. Daher sowohl in der Propaganda als in der Aktion eine verschiedene Taktik nötig machen.

Und die Taktik, welche der Fouriersche Gedankengang anweist, liegt doch eigentlich sehr nahe. Eine kuriose Erscheinung unserer Tage zeigt dies: Die

Judenheze. Es ist nicht religiöser oder nationaler Fanatismus, der in weiten Volkskreisen den Haß gegen die Juden heraufbeschwor — es ist eine eminent ökonomische Triebfeder. Jahrhundertlang hat man die Juden von den Handwerken streng ferngehalten — der Jude durfte keiner Zunft angehören, er durfte kein Handwerk treiben. Damit hat man den Juden die Berufsrichtung des Handels- und Geldverkehrs aufgezwungen — man hat sie bei ihnen traditionell gemacht. Man hat aber dadurch, daß Generation auf Generation dem Handelsberuf und Geldgeschäften oblag, durch Anpassung und Vererbung jene Fähigkeiten entwickelt, die in der Haupttätigkeit beim Handel, in der Spekulation, dem Juden ein Uebergewicht über andere verleihen. Man hat endlich durch brutale Unterdrückung die Juden gezwungen, im Kampf ums Dasein jene Schlaueit und Spitzfindigkeit sich anzueignen, mit der sie sich in einer ihnen feindlichen Gesellschaft verteidigen mußten.

War es da ein Wunder, daß, als die „freie Konkurrenz“ auch ihnen einen Wirkungskreis eröffnete, die Juden im Handel zu „Königen der Epoche“ — wie ein Schüler Fouriers *) sich ausdrückt — wurden? Gewiß nicht. Der gewöhnliche Mann sieht nun, daß die Juden den Markt beherrschen, daß sie im Handel an der Börse, im Bankwesen und in allen Spekulationsunternehmen Meister sind. Er sieht, daß hier ohne jede nützliche Arbeit große Gewinne erzielt, kolossale Vermögen erworben werden. Er sieht, daß

*) „Les juifs, rois de l'époque. Histoire de la féodalité financière“, ist der Titel eines von A. Toussenel in zwei Bänden (1845 und 1847) herausgegebenen Buches, das aber nicht im Verlag der „librairie sociétaire“ erschien, weil die Schule von einer Anfeindung der Juden nichts wissen wollte.

diese Gewinne zum Teil durch Ausbeutung von Chancen im Handel, zum Teil durch Schwindel oder Betrug gemacht werden, und er verabscheut diese Erwerbsart um so mehr, als er bei rastloser Arbeit zu nichts kommt. Er fühlt immer mehr, daß er ausgebeutet wird und durch seine Arbeit mithelfen muß, dieses Spiel um den Nationalreichtum zu ermöglichen. Dabei vergißt der gute Mann, daß an diesem Spiel auch sehr „christliche“ und urgermanische Leute beteiligt sind, die sich von den jüdischen Mitspielern nicht durch bessere Gesinnung, sondern höchstens durch größere Ungeschicklichkeit oder mindere Schlaueit unterscheiden.

Kurz und gut — auf den Juden schlägt man und den Handel in seiner heutigen Gestalt meint man. Eine andere vernünftige Erklärung der Judenhege wird es kaum geben. Und hier hat die sozialistische Bewegung die schönste Gelegenheit, einzusetzen. Heute mehr als je ist die Kritik Fouriers über den Handel und seine Ausläufer zutreffend und dem Verständnis des Volkes naheliegend, und seine Vorschläge über die Umgestaltung des Handels ließen sich — in zeitgemäßer Gestalt — in Kreisen und Gemeinwesen propagieren, wo das Verständnis für die geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Akkumulation noch nicht genügend Platz greifen kann. Und müßte nicht die Vergesellschaftung der kleinbürgerlichen und kleinbäuerlichen Verhältnisse, wie sie im Gedankengang Fouriers skizziert ist, eines Tages mit dem Umschlag der kapitalistischen Produktionsweise zusammentreffen? Bedeuten beide im Grunde nicht dasselbe, nur daß sie von verschiedenen gegebenen Punkten ausgingen?

* * *

Bevor wir auf den zweiten Teil der Abhandlung übergehen, müssen wir der Vollständigkeit wegen noch darlegen, daß Fourier sich keineswegs in jener sektenartig-utopistischen Auffassung der Entwicklung bewegt, in welcher gewisse orthodoxe Schüler von ihm später seine Theorien propagierten. Wie schon erwähnt, betrachtete Fourier, wie der moderne Sozialismus, die religiösen, staatlichen, juristischen und philosophischen Anschauungen und Formen nur als den Ueberbau der ökonomisch-sozialen Ordnung. Er fand es selbstverständlich, daß dieser Ueberbau mit der Umgestaltung des Fundaments sich ändern werde. So sagt er z. B. in der „Anarchie industrielle et scientifique“ (womit er den jetzigen Zustand bezeichnet) auf pag. 15: „Die Philosophie hat in dieser Beziehung die Wirkung für die Ursache genommen; sie weiß nicht, daß das Repräsentativsystem als eine Folge der Einführung sozialer Garantien kommen muß — also ein Resultat dieser Garantien sein würde und keinesfalls der Weg zu ihrer Erreichung ist, welcher nur durch die Reform des lügnenrischen Handels und der parzellierten Bauernwirtschaft betreten werden kann.“

Daher mußte sich Fourier im Gegensatz zu dieser Philosophie bewegen und ein Feld betreten, welches von ihr noch gar nicht in Angriff genommen war. Er führt dies auf pag. 8 der „Théorie des quatre mouvements“ wie folgt aus: „Deshalb unterließ ich alle und jede Untersuchung über alles, was die Interessen von Thron und Altar berührte, mit welchen die Philosophen sich ununterbrochen seit Beginn ihrer Wissenschaft beschäftigt haben. Sie haben die soziale Wohlfahrt immer gesucht in administrativen oder religiösen Neuerungen; ich befließ mich im Gegen-

teil, das Wohl nur zu suchen in Operationen, welche in durchaus keiner Beziehung mit der Staatsverwaltung oder der Geistlichkeit stehen, in Operationen, die nur auf gewerblich- und haushaltswirtschaftlichen Maßnahmen beruhen und die mit allen Regierungen vereinbar sind, ohne daß sie ihrer Einmischung bedürften.“

Um die prinzipielle Stellung Fouriers zu verstehen, muß man beide zuletzt ausgesprochenen Gedanken zusammenhalten. Tut man das nicht, so erscheint Fourier gewissermaßen als ein Vorläufer des monarchistisch- und christlich-konservativen Sozialismus, der die Monarchie und das Christentum als erste Vorbedingung aufstellt. Das war für Fourier prinzipiell durchaus Nebensache, die vorhanden sein mochte oder nicht, wenn nur die wirtschaftlich-gesellschaftliche Umgestaltung sich vollzog.

Natürlich ist diese Auffassung, die viele Berührungspunkte mit den politischen Anschauungen der „Anarchisten“ hat, eine einseitige, aber sie erklärt sich aus der Zeit, in der Fourier diese Gedanken niederschrieb. Er hatte die große Revolution gesehen, er hatte die Hoffnungen aussprechen gehört, die man durch das Gelingen der Revolution auf soziale Wohlfahrt setzte. Er hatte gesehen, wie unter den mächtigsten Erschütterungen und heißesten Kämpfen wohl tiefgehende Veränderungen in der Organisation und Verwaltung des Staates vor sich gegangen waren, ohne daß dadurch dem sozialen Elend abgeholfen worden wäre. Diese einseitige Richtung, die in der Veränderung politischer Formen alles Heil erblickte, und die ihr folgende Enttäuschung erzeugte ihr Gegenteil, das absolute Beiseitelassen, ja Wegwerfen aller

politischen Formenfragen und das alleinige Hervorheben der sozialen Umgestaltung.

Diese soziale Umgestaltung aber, meinte Fourier, müsse sowohl durch die Belehrung, als auch durch das Experiment vor sich gehen. An dem Beispiel der Experimentalchemie, die damals durch die Entdeckung Lavoisiers in das Stadium ihres Aufschwunges getreten war, suchte Fourier zu entwickeln, wie auch soziale Umgestaltungsvorschläge im Kleinen auf ihren Wert probiert werden müßten. Er hoffte, die besitzende Klasse belehren und überzeugen zu können, daß sie da und dort, in dieser oder jener Gemeinde das Experiment mache. Es war seine feste Ueberzeugung, daß ein solches Beispiel sehr bald überall Nachahmung finden würde. Ja, er stellte ein solches Experiment geradezu als Prüfstein der sozialen Wissenschaft auf, wie es in der Chemie gehalten wird.

Wir wissen heute freilich, daß Fourier sich getäuscht hat. Wir haben aus der Geschichte der modernen sozialen Bewegung gelernt, daß, was Fourier noch nicht wissen konnte, die vom Kapitalismus beherrschte Staatsgewalt den Weg der Belehrung und Propaganda versperrte, wo das irgend anging. Wir wissen, daß die Bourgeoisie als Klasse, so sehr von den Anschauungen beherrscht wird, die ihr augenblickliches Sonderinteresse erzeugt, daß sie in Beziehung auf die soziale Umgestaltung sich als unbelehrbar erwies und sogar selbst die Regierungen antrieb, die Erörterungen über diese Umgestaltung zu unterdrücken. Deshalb stellt der heutige Sozialismus, die Sozialdemokratie, als erstes Postulat auf, daß die politische Freiheit die unentbehrliche Vorbedingung zur ökonomischen Befreiung, die soziale Frage mithin un-

trennbar von der politischen ist, und daß zunächst der demokratische Staat geschaffen, dem ganzen Volke die politische Macht erobert werden muß.

Daß übrigens der Scharfblick Fouriers in ökonomischer Beziehung zu ganz den gleichen Urteilen gelangte, wie zum Beispiel Marx, daß er ganz deutlich voraussah, wie sich „alle Reichtümer in den Händen des Großhandels konzentrieren und anhäufen“, möge auch folgende Stelle aus seinen 1851 publizierten Manuskripten zeigen. Diese Stelle ist im Jahre 1803 geschrieben:

„ Die Erfahrung zeigte uns schon, daß die freie Konkurrenz zum Zweck und sichtbaren Resultat hat: den Einbruch der verbündeten Kapitalmataboren in die mittleren Vermögen — ihr ganz gewöhnliches Manöver. Steht man nicht heute, wo die Konkurrenz in Frankreich bis auf den höchsten Grad entwickelt ist (1803) — heute, wo die Straßen mit Händlern und Bankiers wie gepflastert sind, jeden Augenblick die Agioteurs mit sicherem Spiel in Aufkäufen spekulieren, die noch viel gewagter, als die des Getreides sind? So zum Beispiel die wucherhaften Aufkäufe öffentlicher Papiere, der Kolonialwaren, Rohstoffe und anderer Waren, die keinen so sicheren Gewinn in Aussicht stellen, da sie nicht wie das Getreide zu den dringendsten Bedürfnissen gehören. Auf solche Artikel, für welche die Staatsbehörde den Kaufleuten freie Hand läßt, sieht man sie jeden Tag in den Seehäfen und Hauptstädten Komplotte anzetteln, um Verteuerung hervorzurufen und sich mit Gold vollzupropfen auf Kosten der nationalen Arbeit, deren verschiedene Zweige sie abwechslungsweise in Unruhe und Unordnung stürzen.

„So konnte man schon, ohne weiter der Zukunft vorzugreifen und die sich vorbereitende Handelsfeudalität voranzusehen — nur aus dem, was unter unseren Augen passiert, den Schluß ziehen, daß die freie Konkurrenz, wenn ihr seitens der Staatsgewalt keinerlei Schranken gesetzt werden, folgende Resultate hat:

„1. Die Kapitalistenklasse (la classe des capitalistes) anzustacheln, Verbindungen und Komplote zu bilden, um die verschiedenen Industriezweige zu desorganisieren, auszusaugen und zu erdrücken;

„2. eine Masse Kapitalisten in kleinen Unternehmungen so zu verzetteln, daß sie sich durch ihre Zahl gegenseitig untergraben und infolge der enormen durch die Konkurrenz verursachten Kosten sich selbst in den Bankerott stürzen, um schließlich allesamt durch eine große Unternehmung über den Haufen geworfen zu werden.

„ Weit entfernt also, daß die freie Konkurrenz Lebensmittel zu billigerem Preise beschafft, begünstigt sie im Gegenteil die Handelskoalitionen, welche den Preis erhöhen und tägliche Preisveränderungen hervorrufen. Es gibt Ausnahmen, aber bloß in Bagatellsachen, welche der Profitgier zu gering sind. Könnten zum Beispiel die Kornwucherer auf den unbegrenzten Schutz des Staates rechnen, als auf eine unbefiegbare Macht, welche sie vor dem ausgehungerten Volke schützen könnte, und trauten sie der Regierung, die ja ebenfalls einen Volksaufstand fürchten muß — so würde man bald — und sogar in Jahren, wo der größte Ueberfluß herrscht — die Hungersnot à jour nommé, d. h. an einem von den Wucherern bestimmbaren Tage hereinbrechen sehen. Und das nur durch die bloße Tatsache der freien

Konkurrenz und derselben Wuchererkoalition, welche Adam Smith in den Himmel erhob.

„Schon in ihrer Schwachheit und Uneinigkeit bringen sie es manchmal dahin, Teuerungen hervorzurufen . . . Man hat gesehen, wie die Kaufleute in Amsterdam ganze Magazine voll Zimmet anzünden ließen, um einen Aufschlag dieses Artikels zu erzielen. Kann man daran zweifeln, daß sie ebenso imstande wären, ganze Kornmagazine in Brand zu stecken, um den Preis zu erhöhen, wenn sie nicht fürchten müßten, vom Volke gesteinigt zu werden? Wenn man wissen will, wessen eine Schar ungehinderter und verschwornen Kaufleute dem Volk gegenüber fähig ist, so betrachte man sich die englisch-ostindische Handelsgesellschaft, die in einem einzigen Jahre Millionen (ich sage nicht Tausende, sondern Millionen!) von Indiern verhungern ließ, so daß ihre Leichen nach einer solchen in Szene gesetzten Hungersnot ganz Bengalen bedeckten. Um den Erfolg dieser Hungersnot zu sichern, hatte die englisch-ostindische Kompagnie befohlen, die zur Getreidekultur bestimmten Felder mit Mohn zu besäen (um aus dem Opiumhandel Profit zu ziehen). Sie ließ sogar durch ihre Häfcher die Landschaften begehen und kontrollieren, um die Landarbeiter zu bestrafen, die man auf der Ausfaat von Getreide ertappte. Uebertrifft diese Handelsgesellschaft nicht weit die Greuel der spanischen Inquisition und des venetianischen Senates?“

Mit größter Schärfe geißelt Fourier die ökonomistischen Lobredner der freien Konkurrenz, die zu solchen haarsträubenden Resultaten ihrer Wirtschaftstheorien schweigen. Die immer von Freiheit schwärmenden Philosophen des Altertums fanden es auch

als ganz selbstverständlich, daß man die ackerbauenden Arbeiter, die nützlichsten Glieder der Gesellschaft, „wie die Schweine verkaufte“, daß ein Bedius Pollio einen Sklaven, weil er eine Vase zerbrochen, schlachtete und mit seinem Fleisch die Fische fütterte. Wie alle diese großen Denker des Altertums an eine Abschaffung der Sklaverei nicht von ferne dachten, so denken die heutigen Ökonomen bei ihrer „Volkswirtschaft“ auch bei weitem nicht an eine Befreiung des Proletariats. Das letztere gilt ihnen als so selbstverständlich und „ewige Institution“, wie den Philosophen des Altertums die Sklaverei.

Interessant ist, wie Fourier später (das vorher zitierte ist 1803 geschrieben) in der schon erwähnten „Anarchie“ konstatierte, daß der verunglückte Ausgang des russischen Feldzuges (1812), der den Untergang Napoleons herbeiführte, auf die Kornwucherer zurückzuführen ist. Diese hatten durch Zurückhalten mit den Vorräten eine Hungersnot herbeigeführt. Daß es eine gemachte Hungersnot und keine aus wirklichem Mangel an Nahrungsmitteln war, erkannte man das folgende Jahr aus den Ueberschüssen von Getreide. Durch diese Hungersnot wurde Napoleon veranlaßt, mit dem Feldzuge zuzuwarten; mittlerweile hatten die Türken, die sich übertölpelt glaubten, mit den Russen in Bukarest Frieden geschlossen, und die Jahreszeit war schon weit vorgerückt. Hätte Napoleon, meinte Fourier, den Kornwucherern das der Zirkulation entzogene und aufgehäufte Getreide mit Beschlag belegt und zum Kostenpreise verkauft, dann hätte er den Feldzug im Mai beginnen können. Er hätte in den Türken einen Alliierten behalten, dessen Miteingreifen entscheidend gewesen wäre, hätte Rußland gezwungen, das alte Polen mehr oder

weniger wieder herzustellen, und hätte zu der Zeit, da er erst von Moskau aufbrach, schon wieder in Witebsk und in Sicherheit sein können. — „Über dieser Mann, vor dem Könige zitterten, zitterte vor den Getreidemüchserern.“

Wohin das „laissez aller, laissez faire“ führt, hat Fourier in seiner satirischen Weise unter anderem auch wie folgt gezeigt (ist ebenfalls der 1803 geschriebenen Abhandlung „Politique et commerce“ entnommen): „Wenn Ihr Euch darauf verlasst, daß die Händler selbst für die gehörige Mäßigung in ihrem Gewinn Sorge tragen, indem Ihr die Preisbestimmung der Produkte einer Konkurrenz, die nur ein Kampf mit Betrügereien, Intrigen und unnützen Kosten ist, überlasst — handelt Ihr da nicht gerade so wie der König, der, um die Wölfe auszurotten, das Amt eines Oberwölfjägers (*grand-louvetier*) kreierte? Dieser fand doch seine Rechnung besser darin, die Wölfe zu erhalten, ja er mußte sogar dahin wirken, die Zahl der Wölfe zu vermehren, um dadurch seine Funktionen auszudehnen, die Zahl seiner Untergebenen und seinen Gewinn zu erhöhen. So täten es auch die Herren vom Gesetz und von der Kirche, wenn sie beliebig ihre Prozesse und ihren Aberglauben vermehren könnten, die für sie die Wege zum Reichtum sind. Ebenso machen es die Kaufleute und andere unproduktive Klassen, wenn man sie schalten und walten läßt, um ihre Zahl und ihren Einfluß zu vermehren. Es ist also absolut notwendig, und man hat das beim Richterstand und bei der Geistlichkeit erkannt, daß alle Funktionen, welche nichts erzeugen, der Gesellschaft kein reelles Produkt geben, zu beschränken seien . . . Höret nur einmal die Chefs der militärischen und geistlichen Korps über

die Organisation der Armee und der Kirche — sie werden Euch die Hälfte der Bevölkerung in Soldaten und Mönche umwandeln . . . Ebenso geht's, wenn man sich an die Kaufleute bei der Organisation des Handels hält.“

Es ist, als ob Fourier die Wirksamkeit der heutigen Aktiengesellschaften aufs klarste vorausgesehen hätte, wenn er 1803 schreibt: „Der Handel strebt, ohne daß dies von den Ökonomen wahrgenommen wird, dahin, die Zivilisation (bürgerliche Gesellschaftsordnung) in eine industrielle Feudalität umzuwandeln . . . Er führt zu einem System von verbündeten Gesellschaften, welche, wie die englisch-ostindische Kompagnie, das Volk in Knechtschaft bringen . . . Erst dann zeigt sich eine Institution in ihrer Schädlichkeit, wenn sie einen bestimmenden Einfluß auf die Gesellschaft erlangt . . . So verursachte der Aberglaube wenig Unordnung, so lange die Priesterschaft in untergeordneter Stellung erhalten wurde . . . aber der Aberglaube wurde die Ursache von tausend Greueln von dem Augenblick an, wo die Päpste das Uebergewicht über die Könige erhielten. Man sieht daraus, wie jedes Unordnungsprinzip die gleiche Eigentümlichkeit hat, wie ein Tartuffe sich zu verstellen und an sich zu halten, so lange es nur eine Halbfreiheit genießt. So auch der Handel . . ., der im öffentlichen Leben sich noch als Repräsentant von Ackerbau und Gewerbe ausgibt, während er doch nur ihr Blutsauger (sangsue) ist . . . Das verderblichste aller Schmarotzergewerbe: Mönche, Soldaten, Juristen, Politiker usw., welche am Gesellschaftskörper tote Arme und fressende Geschwüre sind, deren Verminderung der beständige Zweck der Sozialpolitik sein muß.“

Hören wir nun noch einige Auszüge aus dem schon genannten Manuskripte von 1803, die in markanter Weise die Einwirkung des Handels auf die Politik und die politische Oekonomie zeichnen: „ . . . So lange die großen Massen von Kapitalien sich vorzugsweise auf das Schwindelgebiet des Handels werfen, anstatt auf produktive Industrie, so lange man sieht, daß die Schmarotzerarbeit profitabler ist, als die erzeugende Arbeit, kann man sagen, daß der Handel nur eine Wiederholung des großen zivilisierten Bossenspiels ist: ich meine die Politik, wo die, welche man Diener oder Repräsentanten des Volkes nennt, ihrem Meister das Gesetz machen und dabei dick und fett werden, während der Meister (das Volk) mager bleibt.“

Mit welchem Hohn überschüttet Fourier die „liberalen“ Alltagspolitiker. Er sagt:

„ . . . Die Politik soll beim Volke die gleichen Funktionen versehen, wie die (medizinische) Fakultät beim Kranken. Die Politik ist die Wissenschaft, welche die Leiden des sozialen Körpers heilen sollte. Als guter Marktschreier unterzieht sie sich dieser Aufgabe, ohne sich um die Mittel zu bekümmern. Sie wiegt uns in Ruhe und schmeichelt sich, Reichtum und Ruhe an die Stelle der Armut und der Revolution . . . setzen zu können. Eine solche Anmaßung ließe voraussetzen, daß ihre Urheber den Grund des Uebels zu finden müßten und sichere Methoden in der Wahl und Anwendung der Heilmittel hätten. Nichts von alledem. Die Politik entfaltet zunächst eine tiefe Unwissenheit über die Ursache der sozialen Uebel. Der eine schreibt sie dem Ehrgeiz und der Heftigkeit der Leidenschaften zu — ein anderer klagt die Unwissenheit, den Aberglauben und die Unterdrückung des

Volkes an usw. Daraus ersieht man, daß die Politik vor das Volk tritt, wie die Herren Doktoren Tant-pis (Herr Destoschlummer) und Tant-mieux (Dr. Destobesser) mit ihren Widersprüchen, deren Opfer der Patient sein muß, da jede Sekte abwechslungsweise ihn mit ihrem Balsam versorgt. Und doch stimmen unsere Quacksalber alle in einem Punkte überein, daß die gesellschaftliche Ordnung in ihren Grundlagen schlecht ist. Also gerade wie in dem komischen Roman „Die Aerzte von Mans“, die, nachdem sie sich lange und verschiedentlich über die Grieskrankheit des Pfarrers von Domfront beraten, nur in einem Punkte übereinkamen, nämlich: Patient habe die Grieskrankheit (la gravelle), ohne daß sie jedoch weder Ursache, noch Heilmittel angeben konnten. Sie erklärten ihm in klassischem Latein, er habe die Grieskrankheit. Der arme Pfarrer wußte das nur zu gut — aber man hatte es ihm bisher nur auf Französisch oder gar nur im Patois gesagt. Diesmal aber vernahm er es in schönem und gutem Latein, und — das war auch der ganze Erfolg, den er von seiner Reise nach Mans und wieder zurück hatte.“

„Völker, Ihr rufet die politische Wissenschaft an, daß sie Euch von der Armut und den sozialen Gewitterstürmen befreie — welche Erleichterung habt Ihr errungen von Eurem Ministerium, wenn nicht bloß die, wie der Pfarrer von Domfront, zu vernehmen, was Ihr nur zu wohl wußtet, nämlich: daß auf einen, der in der Kutsche daherröllt, es Tausende gibt, die sich kaum in ihren Holzschuhen zu laufen getrauen, vielmehr barfuß gehen und die Schuhe in der Hand tragen, um sie zu schonen.“

Zeigt das Veltgesagte schon, daß Fourier im Sozialismus keineswegs nur eine kleinbürgerliche Schulle

sieht, sondern ihn ebenfalls in seinem proletarischen Charakter auffaßt, so ließe sich das noch aus unzähligen anderen Stellen nachweisen. Um nicht zu weitläufig zu werden, sei nur angeführt, wie er sagt: „... daß die Lohnarbeiter . . . die Erhalter der Gesellschaft sind“, wie er hinweist auf „... den häßlichen Kontrast zwischen dem Elend der Arbeiter und dem Prunk der Müßiggänger“, wie er deutlich ausspricht: „... die Erde erzeugt nicht für den Arm, der sie befruchtet, der Arbeiter säet und der Müßiggänger erntet“, und endlich wie er auch die von Marx so trefflich geschilderte Entstehung der Surpluspopulation, der industriellen Reservearmee, schon in ihrem Werden konstatiert: „... Die Konkurrenz bringt einen Ueberschuß von Arbeitern (surabondance de bras) hervor. Daraus entwickelt sich eine Herabwürdigung der Arbeit (prostitution de l'industrie), Herunterdrückung des Lohnes, unfreiwillige Unterbückung der Arbeiter, so daß sie ihr eigenes Gewerbe selbst herunterbringen und sich für einen Hungerlohn einem gierigen Herren hingeben, der sie schließlich fortjagt, unbekümmert darum, ob sie Hungers sterben, wenn er nur aus ihrer schweren Arbeit seine Millionen „herausverdient“ hat.“

Und nun mag zum Schlusse dieses ersten Teiles noch eine Stelle ihren Platz finden, die wohl mehr als jede andere den so viel verkannten Mann zeichnet, und die wert ist, den deutschen Lesern vorgeführt zu werden, nachdem sie bis jetzt schon wiederholt nur Zerrbilder zu sehen bekamen. Sie befindet sich in dem schon mehrfach angezogenen Manuskript von 1803 und führt die Ueberschrift: „Betrachtung über die vorausgesetzte Wahrheit“ (Calcul sur la vérité supposée):

„Wird man mich nicht anklagen, das Verbrechen der Titanen aufs neue zu begehen, wenn ich den Herrgott des 18. Jahrhundert, die Korporation der Kaufleute, in ihrer höchsten Glorie angreife? Sie hätte also eine Schlange an ihrem Busen genährt? Zwar bin ich von der Wiege an aufgezogen in dieser hehren Brüderschaft, doch wurden mir ihre hinterlistigsten Grundsätze umsonst eingebläut: man hatte also das Licht an einen Blindgeborenen verschwendet. Entschlossen von Jugend auf, für Recht und Vertrauen mich in die Schanze zu schlagen, wurde ich von allen Seiten als „unfähig“ für den Handel erklärt. Ein Unstern leitete mich an, die Prophezeiungen meiner Unfähigkeit zu bewahrheiten. Ich erwarb, obwohl erst spät, eine schwache Anstellung zum Handel, welche ich nun zu vergessen bestrebt bin. Die Verstoßung, mit der ich überall beehrt wurde, rief in mir frühzeitig meine Verachtung hervor und riß mich — aus Rivalitätstroz zu Betrachtungen über ein Mittel, um zu Vermögen zu gelangen — ein Mittel, welches alle Handelsleute überraschen wird — die Wahrheit! (Ich sehe die Achseln zucken.) Jawohl die Wahrheit, Ehrlichkeit! — Neue Algebra für die Herren Zivilisierten! *) Das Problem war, durch die Wahrheit, bei übrigens gleichen Hilfsmitteln schneller und sicherer zu Reichtum zu gelangen, als durch die Lüge. Ehe ich das Problem lösen konnte, brauchte ich mehrere Jahre, ohne irgend ein Mittel zu entdecken, daß man sich durch die absolute Ehrlichkeit nicht immer ruinierte. Wenn die Ehrlichkeit und die Wahrheit im Sinne des Naturplanes für unser Ge-

*) So wie wir abschätzig von den Barbaren reden, so Fourier von den Verteidigern und Männern der heuchlerischen bürgerlichen Gesellschaftsordnung, darum wird der Ausdruck „les civilisés“ übersetzt wie oben.

werbsleben liegen, so war ich derjenige, der diesen Plan entdecken konnte, denn ich bin seit dem Anfang der menschlichen Gesellschaften der einzige, der die Berechnung auf die vorausgesetzte Wahrheit gemacht und gesucht hat, sie festzustellen. Die Philosophen hatten nur daran gedacht, sie zu predigen, aber keineswegs gezeigt, wie man sie praktisch ausüben kann (ohne sich zu ruinieren). Ich habe in dieser Richtung das algebraische Verfahren gebraucht. Ich supponierte das Vorhandensein unbekannter problematischer Größen: der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Freiheit und der Vergesellschaftung . . .

„Nach mehreren Jahren vergeblicher Untersuchungen war das Problem gelöst und seine Lösung führte mich weiter als ich selbst gehofft hatte. Bei dieser Arbeit hatte ich mir ein Ziel gesteckt, das sehr verschieden war von dem anderer Neuerer. Sie ermahnen immer, die Tugend zu üben, trotz der Gefahren, welchen sie die Tugend aussetzt. Ich studierte die Mittel, wie sie geübt werden könne, so daß man von der Tugend die Vorteile erntet, welche heute das Laster bietet. Ich blieb dabei nicht stehen; ich suchte einen Zustand, wo man schon aus Interesse zur Ausübung der Tugend gezwungen wird, wenn man nicht Gefahr laufen will, sich zu ruinieren. Das ist ein Ziel, welches noch kein Mensch sich gesteckt hatte. Und darin liegt ein sehr schwerer Vorwurf, den man den Herren Zivilisierten zu machen hat. Die Idee der sozialen Wohlfahrt erschreckt sie derart, daß die Wackersten unter ihnen sich darauf beschränken, die Tugend in unfruchtbarer Weise auszuüben. Sie glauben viel getan zu haben, wenn sie der allgemeinen Verderbtheit ausweichen, indem sie sich in ihren Mantel einhüllen.

„Ah, was nützen aber vereinzelte Tugenden, wenn man keine Mittel findet, sie allgemein triumphieren zu lassen? Diejenigen, die sich damit begnügen, das Gute vereinzelt zu tun, gleichen sie nicht dem, der sich von Mördern entfernt und sich darum für lobenswert hält, daß er nicht ihr Helfershelfer ist? Man mußte das Laster damit angreifen, daß man auf die Seite der Tugend auch das Interesse stellte. Das ist es eben, was die Moral der Herren Zivilisierten sich nie getraut hat zur Lösung zu bringen, und das ist denn auch die Ursache der Erbärmlichkeit, welche seit jeher ihre Philosophie charakterisierte.“

Fassen wir diese Stelle genau ins Auge und vergleichen wir sie mit ähnlichen Aeußerungen Owens, so werden wir finden, daß Fourier, der die Religion nicht weiter beachtet und sogar häufig die Bezeichnung „Gott“ gebraucht, in der Auffassung der Moral viel radikaler und materialistisch-gründlicher ist, als Owen, der gegen die Religion scharf polemisierte.

II.

Das Gemeindegomptoir Fouriers hatte, wie schon erwähnt, auch in Beziehung auf Produktion bereits den Weg zur Affoziation geebnet. Es war kein Zweifel, daß die Maschinerie des Gemeindegetriebs in Beziehung auf Konsumtion ganz glatt laufen mußte. Das allgemeine Konsumtionsinteresse — trotz seiner individuell sehr mannigfaltigen Aeußerung — war für alle ein gleiches, die Vorteile, welche der Gemeindegetrieb bot, so große, daß man sie gern annahm. Der Gemeindegetrieb bot jedem und allen so viel Gutes, daß man nur darauf achten mußte, den verschiedenen Geschmacksrichtungen möglichst gerecht zu werden, und die Maschine lief. Gibt es doch genug Gastwirte, die jahraus und jahrein Hunderte und Tausende mit den verschiedenartigsten Ansprüchen und Liebhabereien bedienen müssen und dies in einer Weise tun, daß sie von jedermann anerkannt und gelobt werden. Wie viel leichter machte sich die Sache in einer Gemeinde, wo die Lebensweise im allgemeinen viel gleichmäßiger ist, als bei Fremden, die aus allen Winden hervorkommen.

Nun aber handelt es sich nicht mehr bloß um Konsumieren, sondern um Produzieren — also um Arbeiten. Dem Konsumieren entzieht sich kein Mensch, er müßte denn geisteskrank sein — mit dem Arbeiten aber ist es etwas anderes. Das ist für viele Menschen eine Last, der sie sich nur unterziehen, weil die Not sie zwingt, die Hungerpeitsche sie antreibt. Wo diese zwingende Not, die antreibende Hunger-

peitsche nicht vorhanden ist, da entzieht man sich gern dieser lästigen Arbeit, und der kleine Rentner, wenn er auch nur eine bescheidene Rente zu mäßigem Auskommen hat, wird beneidet, weil er leben kann, ohne arbeiten zu müssen. Seine Lebensstellung ist ein Ideal für die große Masse des Volkes.

Wie? — Wird die Maschinerie des Gemeinbetriebes auch glatt laufen, wenn die Leute arbeiten sollen, ohne durch das Gefühl zwingender Not, treibenden Hungers dazu angehalten zu werden? Wird die Maschinerie nicht Stockungen erleiden dadurch, daß man sich der Arbeit entzieht? Wird man gar Zwang anwenden müssen, äußerlichen Zwang, der die Arbeit nur um so widerwärtiger macht und darum auf die Länge unhaltbar würde, ja schließlich die ganze Gemeinschaft auseinandertreiben müßte? Die Menschen ertragen viel eher den elementaren Zwang des Hungers und der Not, als den persönlichen Zwang von Behörden, und seien es auch selbstgewählte. Paßt am Ende der Mensch ebensowenig in einen solchen Gemeinbetrieb der Produktion, als er in die eingeschlechtliche Absperrung der Klöster paßt?

Diese Fragen waren es, die das Nachdenken Fouriers in hohem Grade beschäftigten, die ihm keine Ruhe ließen, und die ihn, wie er selbst erzählte, als er ihrer Lösung nahe gekommen war, in einen Zustand der Schlaflosigkeit während sieben Tagen und Nächten versetzten! Man sieht, Fourier beschwichtigte sich nicht mit der Ausflucht: „Der Gemeinfinn wird's schon machen — das Bewußtsein, daß nur im allgemeinen Interesse das des Einzelnen liegt, wird die Leute zur Arbeit anhalten“ usw. usw. Er sah vor sich, wie unbezähmbar die Macht der Leidenschaft ist, wie sie sich aufbäumt gegen jeden Zwang, wie sie die

dunkeln Gänge des Verbrechens beschreitet, wo man sie mit Gewalt niederhalten will — wie sie zum dämonischen Vernichtungstriebe führt.

Aber das Genie Fouriers fand die Antwort auf diese Fragen und das Mittel, welches diese dämonische Macht, ohne ihr Zwang anzutun, in den Dienst der Produktion leiten würde. Fourier entdeckte (im Jahre 1799) das Gesetz der Attraktion, ein Evangelium der Arbeit, das unendlich viel einfacher und doch unendlich viel gehaltvoller ist, als alle Evangelien, die bis jetzt der Welt verkündet worden sind.

Der Leser soll nicht überrascht werden — er soll Glied für Glied an der Gedankenkette durchnehmen und die Entdeckung Fouriers wird ihm schließlich so einfach vorkommen, wie dem, der weiß, daß die Erde rund ist, die Entdeckung des Kolumbus vorkommt.

Ist die Arbeit an und für sich dem Menschen etwas Widerwärtiges? Ist es die Anstrengung, die er scheut?

Wenn die Arbeit an und für sich dem Menschen widerwärtig wäre, so würden wir nicht so häufig beobachten können, daß Leute, welche leben können, ohne für ihren Unterhalt arbeiten zu müssen, nichtsdestoweniger ihre Liebhabereien haben, die ihnen auch oft genug Arbeit machen. Der eine besorgt seinen Garten, der andere zeichnet und malt, der dritte treibt Musik, der vierte sammelt, andere studieren dieses oder jenes, machen Projekte aller Art. Manche treiben irgend ein Handwerk, das ihnen besonders gefällt, und sie alle befinden sich bei den Beschäftigungen, die ihren Neigungen entsprechen und die sie eben auch nur so lange betreiben, als es ihnen beliebt, glücklich.

Auch die Anstrengung ist es keineswegs, die der Mensch scheut, denn seine größten Vergnügungen bestehen in Anstrengungen: tanzen, turnen, kegeln, bergsteigen, reisen, jagen, reiten, rudern usw.

Freilich, wenn die erwähnten Besitzer gezwungen würden, ihre Lieblingsbeschäftigungen Tag für Tag vom Morgen bis zum Abend auszuüben, dann würden sie ihnen bald unangenehm und schließlich sogar zuwider werden, und das Nichtstun würde ihnen als süß vorkommen. Würde man eine Tanzgesellschaft zwingen, auch nur drei Tage vom Morgen bis zum Abend zu tanzen — das Vergnügen würde den Leuten sicherlich verleidet. Wie aber, wenn der leidenschaftliche Tänzer allein tanzen müßte, würde das ihn nicht gar bald so abstoßen, daß er die schwerste Arbeit vorzöge? Würde man den leidenschaftlichsten Bergsteiger zwingen, Tag für Tag denselben Berg zu besteigen, so würde seine Leidenschaft sehr bald umschlagen.

Wie aber gar, wenn die Arbeit, die ein Mensch tagtäglich zu verrichten hat, seinen Neigungen gar nicht entspricht? Wenn sie durch ihre Einseitigkeit und ihre lange Zeitdauer ihm zur Qual wird? Und ist dies nicht tatsächlich beim überwiegendsten Teile, bei wohl 99 Prozent der arbeitenden Klasse und deren Arbeitszweigen der Fall? Namentlich da, wo das System der Arbeitsteilung und die Maschinerie Platz gegriffen hat? Könnte es für einen denkenden und fühlenden Menschen in Dantes Hölle eine schrecklichere Qual geben, als die, jahraus, jahrein, Tag für Tag den achtzehnten Teil der Arbeiten an Nähködern zu machen?

Das hier angezogene Beispiel ließe sich noch auf die verschiedensten Berufszweige ausdehnen. Und

wie sollte die Arbeit nicht widerwärtig sein, wenn sie verrichtet werden muß in Werkstätten, die in ihrer trostlosen Einfachheit gar nichts enthalten, was die Sinne eines Menschen befriedigen könnte, die schmutzig und sehr oft auch ungesund, eng, stinkend sind? Oder wenn sie verrichtet werden muß mit Personen, für die man keine Zuneigung empfinden kann, mit denen man sogar bei diesem gezwungenen Zusammensein gar häufig in Streit gerät? Kann da gar noch von einer gegenseitigen Anregung, einem Wett-eifer die Rede sein, der geeignet wäre, einen Antrieb zur Arbeit zu erzeugen?

Oder wo soll eine Lust zur Arbeit herkommen, wenn die Arbeit nicht geehrt, die Arbeiter sogar verachtet und dazu so schlecht entlohnt werden, daß für sie die elendeste Stellung in der Stufenleiter der gesellschaftlichen Rangordnung noch gut genug ist? Endlich, wie soll ein Arbeiter von einem höhern Antrieb zur Arbeit geleitet werden, wenn ihm auch nicht von ferne zum Bewußtsein kommen kann, wie weit seine Arbeit zu einer Gesamtarbeit gehört, wie weit sie einer gesellschaftlichen Notwendigkeit entspricht? Und wenn er zeitweise durch Krisen, Arbeitslosigkeit und Elend daran erinnert wird, daß man ihn zu viel hat produzieren lassen, daß seine Produkte wegen der Ueberfüllung des Marktes wertlos sind, und er eine überflüssige Hand geworden? Unter allen diesen Umständen muß die Arbeit widerwärtig, abstoßend, ja zu einer Qual werden, die nur mit Widerstreben und nur unter einem gewissen Zwange vollzogen wird. Unter diesen Umständen mußte sie zu jenem alttestamentarischen Fluch werden und mußte es scheinen, als sei die Trägheit ein Erbübel der Menschheit — ein Erbübel, das nur durch ein anderes,

die zu große Vermehrungsfähigkeit und die daraus entspringende Not bekämpft werde.

Aber eine nur einigermaßen gründliche Betrachtung zeigt, daß die Trägheit nichts weniger als ein Erbübel der Menschheit ist, daß sie nur der Widerstand ist, der geleistet wird, um sich einer widerwärtigen, abstoßenden Arbeit zu entziehen.

Bei allen nur irgendwie gesunden Kindern läßt sich sogar ein sehr lebhafter Tätigkeitstrieb konstatieren. Schon im frühesten Alter, wenn es noch kaum seine Glieder gebrauchen und noch lange nicht gehen kann, verlangt das Kind Beschäftigung. Man feiert heute in allen zivilisierten Ländern den Begründer der Kindergärten, Friedrich Fröbel, der die Kinderseelen in den Anfängen ihrer Aeußerung belauschte und ein System der Erziehung durch Anschauung und Betätigung auf seine Beobachtungen gründete. Und doch sprach Fourier so viel früher die gleichen Gedanken, freilich im Rahmen eines großartigen gesellschaftlichen Erziehungs- und Organisationsplanes aus. Ja, sein Blick drang noch viel tiefer in diese Kinderseele und fand dort Anlagen und Triebe, die Fröbel nicht beachtete und die doch von großer Bedeutung für das ganze Gesellschaftsleben sind.

Ja, die Kinder haben einen wahrhaft unbefiegligen Tätigkeitstrieb. Er wird aber dadurch, daß man ihm zu wenig Beachtung schenkt, ihm nicht durch die Erziehung die Bahn einer harmonischen Entwicklung öffnet, verkümmert und auf die Abwege der Unarten und der Zerstörung geleitet. Doch davon soll später noch die Rede sein — hier soll nur konstatiert werden, wie der mächtige Tätigkeitstrieb im Kinde beweist, daß die Trägheit keineswegs ein „Erbübel“ des Menschen ist.

Noch mehr aber zeigt sich diese bei Gefangenen, und zwar selbst bei solchen, die man vor ihrer Gefangennahme des entschiedensten als „träg“ bezeichnet hatte und die bei Einzelhaft flehentlich um Beschäftigung baten, ja sogar in Wahnsinn verfielen, wenn sie solche nicht erhielten. Wäre die Arbeit an sich abstoßend, so würden diese Leute sicherlich nicht danach verlangen, so wenig, wie sie eine ihnen widerwärtige Mixtur, die man ihnen hineinstellte, trinken würden. Leidet ja oft ein Mensch den bittersten Hunger, ehe er eine ihn anwidernde Speise zu sich nimmt. Es geht aus allem diesem klar hervor, daß es keineswegs die Arbeit an sich ist, die dem Menschen widerstrebt, sondern daß eine Reihe von Umständen, die heute mit der Arbeit zusammenhängen, den Trieben und Neigungen des Menschen widerstrebt und einen Widerwillen scheinbar gegen die Arbeit überhaupt erzeugt. Sache der sozialen Wissenschaft ist es daher, eine Organisation der Arbeit zu finden, in der die Arbeit anziehend wird, so daß der Mensch von seinen Neigungen und Trieben gerade so unwiderstehlich zur Arbeit hingezogen wird, wie zur Konjunktion. Erst mit der Auffindung und Ausführung einer solchen Organisation der Arbeit beginnt man die wirkliche Lösung der sozialen Frage.

So lange der Arbeit noch etwas Unangenehmes, Lästiges, Abstoßendes anhängt, mag man wohl die heutige kapitalistische Ausbeutung so weit beseitigen, daß man alle Arbeitsmittel als Gemeineigentum erklärt und die Produktion in Gemeinwirtschaft betreibt. Aber man wird immer zu gewärtigen haben, daß die Gescheiteren und Schlauerer versuchen werden, Stellungen zu erringen, in denen sie sich dem Unangenehmen, Lästigen und Abstoßenden der Arbeit

so viel wie möglich entziehen können. Es würde sich demzufolge ein Heer von Beamten herausbilden, das ebenso auf der Arbeit der übrigen lastete, wie heute die besitzenden Klassen. Auch im kommunistischen Gemeinwesen würden beständig Wahlkämpfe und Wühlereien herrschen, alle jene Künste der Demagogie blühen, wie heute in Repräsentativstaaten. Der ganze Vorteil einer solchen Umgestaltung läge dann vielleicht nur in einer bedeutenden Verkürzung der Arbeitszeit und einer besseren Ernährung des Volkes — aber das würde doch nicht ohne einen gewissen Zwang erreicht, und Grund zur Unzufriedenheit wäre noch in Hülle und Fülle vorhanden. Die neue Gesellschaft böte wohl gar ein Bild der Zerrissenheit und des Unfriedens und würde bald so unhaltbar werden, wie die alte bereits geworden ist.

Viele Sozialisten werden finden, das sei Schwarzmalerei — doch aber leisten gewiß diejenigen nicht den schlechtesten Dienst, die auf die Klippen hinweisen, die vermieden werden müssen, soll die beste Idee nicht Schiffbruch leiden. Zudem ist es jedenfalls geratener, über solche Hemmnisse zu sprechen, wenn man noch Zeit dazu hat. Bald genug kommen vielleicht Zeiten, wo die ruhige Diskussion in den Hintergrund tritt und man genug zu tun hat, um die zu Klarheit und Uebereinstimmung gelangten Gedanken in die Tat zu übersehen. (1880/81 geschrieben.)

Außerdem ist nicht zu verkennen, daß hier in den sozialistischen Ausführungen unserer Tage ein schwacher Punkt liegt, der von scharfsinnigen Gegnern schon herausgegriffen wurde und nicht ohne Erfolg gegen den Sozialismus ins Feld geführt wird.

Hier nun kann man in die Rüstkammer Fouriers greifen und der schwache Punkt verschwindet, ja statt dessen erhebt sich das festeste Bollwerk für die Gestaltung einer künftigen Gesellschaft. Beruht die geistige Kraft der modernen kritischen Sozialökonomie darin, zu zeigen, wie die alte Gesellschaft des Vorrechts und der Ausbeutung mit kapitalistischem Privateigentum in ihrem ureigenen Bewegungsgesetz dahin führt, daß ihre Beseitigung nur eine Machtfrage ist, sobald im Proletariat die Faktoren der nötigen Macht (und dazu gehört auch die Erkenntnis) vorhanden sind — so beruht die Bedeutung Fouriers darin, daß er zeigt, auf welcher Grundlage dann die Organisationsfrage als eine Wissensfrage so zu lösen ist, daß sie zu einer wirklichen Vergesellschaftung führt.

Fourier geht hier nur von einer Voraussetzung aus: Vom Menschen und seinen mannigfaltigen Trieben, Neigungen und Anlagen, von seinem Sehnen und Streben; er zeigt, wie eine Organisation nur auf diese gebaut werden könne. Wie jede Organisation der Arbeit, die nicht diesen Trieben und Neigungen entspricht, die die Arbeit nicht anziehend macht, keinen Bestand haben könne, die Menschen nur unglücklich macht und ihre Triebe in eine gesellschaftsfeindliche Richtung hineinleitet. Ja noch mehr: Fourier zeigt, daß alle diese Triebe und Neigungen des Menschen nur auf die Gemeinwirtschaft hinweisen, nur in die Gemeinwirtschaft passen, nur in dieser sich ausleben und zu einer harmonischen Betätigung gelangen können. Das spricht denn auch einer seiner zwei Hauptsätze aus: „Les attractions sont proportionnelles aux destinées“ — Die Triebe ent-

sprechen ihrer Bestimmung, d. h. ihrer Bestimmung zur Gemeinwirtschaft, zur vergesellschafteten anziehenden Arbeit (travail attrayant).

Der andere Hauptsatz lautet: „La série distribue les harmonies“, — aus der Serie entspringt die Harmonie, d. h. die Gemeinwirtschaft, und speziell die Arbeit muß in Serien oder Reihen und Gruppen, nach den Neigungen und Trieben gebildet, organisiert werden, um anziehend zu sein. In der Organisation der Arbeit soll das Naturgesetz der Reihen und Gruppen (loi sériaire) herrschen und walten.

In diesen Aufstellungen und Nachweisen liegt die wirkliche Größe Fouriers und seine bahnbrechende Bedeutung für die soziale Wissenschaft. Dabei ist es von durchaus untergeordneter Bedeutung, ob seine Analyse der menschlichen Triebe und ihre Klassifizierung ganz richtig sei oder nicht, ob sie erschöpfend sei oder nicht. Ob die Organisation der Arbeit, die er darauf baut, bis ins größte und kleinste gerade so anzuwenden sei, wie er sie vorschlägt, oder nicht. Das mag angenommen oder bestritten werden, schließlich gibt es wohl nur einen kompetenten Richter darüber: die Erfahrung. Unbestreitbar ist aber das eine: Fourier war der erste, der die Frage aufwarf, wie die Arbeit organisiert sein müsse, um anziehend zu sein, das heißt, um allen Trieben und Neigungen des Menschen zu entsprechen. Er war der erste, der eine Lösung dieser Frage vorlegte. Das ist aber in jeder Wissenschaft die Hauptsache, folglich auch in der sozialen.

Wenn nun nachstehend eine Darstellung der Lösung Fouriers gegeben wird, so mag das in diesem Sinne aufgefaßt werden. Nicht als Dogma, sondern

als ein Versuch wird sie dargestellt, als ein Versuch, welcher der Kritik und der Probe durch die Erfahrung unterstellt sein soll, der aber doch viel zu bedeutungsvoll ist, als daß man ihn, wie bisher, ignorieren oder mit einigen Gemeinplätzen abtun dürfte.

* . * . *

Wie alle Farbentöne auf die sieben Farben des Prismas oder des Regenbogens zurückgeführt werden können und schließlich alle im Weiß vorhanden sind, so lassen sich alle menschlichen Neigungen auf wenige Urtriebe und schließlich auf ein einziges Sehnen zurückführen: auf das Sehnen nach Glück oder vielmehr Glückseligkeit. Wie die Blüten vieler Pflanzen sich nach dem Sonnenlicht kehren, so herrscht in der Brust eines jeden Menschen, der noch nicht durch ein Uebermaß von Elend stumpf- oder gar blödsinnig gemacht worden, die heiße Sehnsucht, glücklich zu sein mit denen, die er liebt, ja mit allen seinesgleichen, denn das wirkliche Glück wohnt nicht in einer Ausschließlichkeit, und deshalb ist diese Sehnsucht nach Glück auch der Urtrieb nach der Einheit der menschlichen Gesellschaft.

Die nordamerikanische Unabhängigkeitsklärung von 1776 stellt als eines der ersten Verlangen und Rechte des Menschen das „pursuit of happiness“, das Streben nach Glückseligkeit auf. In ihm liegt auch das Hindringen nach einer Solidarität in der Gesellschaft, nach einer sozialen Gemeinschaft der Menschen, der einzig wahren Verbindung (religio), wie sie die größten Geister aller Völker und Zeiten instinktiv fühlten und in schwärmerischen Religionsystemen zu verwirklichen trachteten, während Fourier den Weg

der sozialen Wissenschaft als den einzig Erfolg bietenden einschlug.

In körperlicher Beziehung äußert sich dieser Urtrieb in dem Verlangen, seine fünf Sinne: Geschmack, Geruch, Gesicht, Gehör und Gefühl durch harmonische Anwendung und harmonischen Genuß zu befriedigen. Fourier nennt dieses Verlangen das Streben nach Luxus, nicht im Sinne von etwas Ueberflüssigem, sondern im Sinne einer gefunden, edlen Befriedigung für Gaumen, Nase, Auge, Ohr und den Körper im allgemeinen. Fourier unterscheidet hier inneren Luxus, womit er die Gesundheit bezeichnet, und äußeren Luxus, worunter er Reichtum (richesse), das heißt das größtmögliche Maß von Mitteln zur Befriedigung seiner gefunden Sinnesneigungen versteht. Dieses Bestreben führt dahin, daß man das, was man selbst gern hat, in der Regel auch gern produziert. Den fünf Sinnen entsprechen daher fünf Neigungen (passions), die sowohl konsumtiv als produktiv nach ihrer Befriedigung streben.

In seelischer Beziehung, das heißt in Beziehung auf das Gemüt, machen sich beim Menschen Neigungen bemerkbar, die eine Vereinigung mit anderen zu mehr oder weniger innigen Gruppen anregen. In dieser Beziehung lassen sich vier solcher vereinernder Urtriebe unterscheiden: zwei vorzugsweise geistiger und die zwei anderen mehr physischer Art. Der erste strebt die Vereinigung im Charakter Gleichgesinnter, in produktiven Neigungen und Bestrebungen Uebereinstimmender zu gemeinsamem Wirken und gemeinsamem Genuß an, er verlangt Gleichheit und Brüderlichkeit: Der Urtrieb der Freundschaft. Der zweite strebt nach einer Ver-

einigung mit solchen, die durch Talent, Geschicklichkeit, Studium oder Fleiß eine geachtete Stellung erlangen haben. Er entspricht dem Verlangen nach Ruhm, dem Wunsch, andere zu überflügeln, sich auszuzeichnen, solchen, die sich ausgezeichnet haben, es gleichzutun. Natürlich eifert dieser Urtrieb in einer natürlichen Gesellschaftsform ganz bedeutend zu nützlicher Tätigkeit an. Fourier nennt ihn den der „ambition“, was bisher immer mit „Ehrgeiz“ übersetzt wurde — wegen dem häßlichen Beigeschmack, den dieses deutsche Wort hat, sagt man wohl richtiger: Auszeichnungstrieb. Der dritte Urtrieb ist der der Geschlechtsliebe, das Sehnen von Personen verschiedenen Geschlechts, sich miteinander zu vereinigen. Dieses Sehnen wird heute vielfach durch die verschiedensten Umstände unterdrückt, und doch regt die Geschlechtsliebe zu den größten Anstrengungen, zur größten Aufopferung an, die sich in einer vernünftigen Gesellschaft äußerst nutzbringend, das heißt zur Arbeit anfeuernd, betätigen kann. Als den vierten Urtrieb führt Fourier den Familiensinn an, das Streben, mit den Mitgliedern der Familie, der man angehört, zusammen zu wirken und zusammen zu genießen. Diesen Urtrieb hat die heutige Gesellschaft schon derart zu produktiver Anspannung ausgebeutet, daß man in vielen Fällen sogar zu einer Auflösung der aufs äußerste ausgebeuteten Familie gelangt ist. Welche Anregung zu nützlicher Tätigkeit aber wird erst in einer besseren Gesellschaft erwachsen durch die Familie, wenn sie auf gegenseitiger Liebe, Achtung, Uebereinstimmung und Aufopferung beruht, und nicht mehr wie heute im Kampf ums Dasein die Trägerin eines Sonderinteresses ist?

Wir erblicken diese an sich so edlen Triebe heute

in verkümmertester Gestalt, ja oft in einer Gestalt, die uns erschreckt. Was auch die Priester der Askese, der Entfugung, der Ertötung der Begierden, der Kasteiung seit Jahrtausenden alles gepredigt haben —, die menschlichen Triebe lassen sich nicht unterdrücken. Und wo die Bahn ihrer Entfaltung zum Edlen und Fruchtbringenden versperrt ist, da brechen sie auf der Seite sich Luft, und anstatt dem guten Genius, der das Dasein des einzelnen und seiner Umgebung erhellen und durchwärmen soll, kommt ein häßlicher, finsterner Dämon zum Vorschein, der seine Umgebung peinigt und schließlich sich selbst vernichtet.

Gewiß entspricht es dem Urtriebe der *F r e u n d s c h a f t*, wenn gleichgestimmte, von gleichem Streben erfüllte Menschen fröhlich zusammenkommen, sich besprechen und anregen, und gar manche gute Gedanken, gar manches entschiedene Wollen, gar manche große und gute Tat ist aus solcher Besprechung und Anregung hervorgegangen. Aber wie soll wahre Freundschaft allgemein gedeihen in einer Gesellschaft, die den Einzelkampf ums Dasein walten läßt, die das Interesse des einen feindlich gegenüberstellt dem Interesse des andern und die große Massen herabdrückt auf ein freud- und lichtloses Dasein? Da tritt dann eben an die Stelle eines erhebenden Beisammenseins in Freundschaft, das jeden einzelnen veredelt und kräftigt, ein finsternes, häßliches Laster: die *T r u n k s u c h t*, die ganze Massen abstumpft und vertiert, weil sie im Sichselbstberauschen einen Trost in ihrem farblosen Dasein suchen, während in einer besseren Ordnung die Freundschaft hier Trost und Anregung geben wird.

Gewiß entspringen dem *A u s z e i c h n u n g s t r i e b* in einer Interessensolidarität, die jedem ein

gleiches Maß von Rechten und Machtmitteln verleiht, herrliche Blüten, das Streben, sich möglichst zu vervollkommen. Gebiete aufzusuchen, in denen mit Anspannung aller Kräfte etwas Hervorragendes geleistet werden kann. Sich an Posten zu stellen, die von vielen anderen wegen ihrer Gefahr oder Unannehmlichkeit gemieden werden. Entdeckungen zu machen, oder Taten zu vollbringen, die durch große Kühnheit, großes Geschick und zähe Ausdauer Ehre und Ruhm einbringen. Zu allen Zeiten hat dieser Trieb viel Nützliches erzeugt, aber unter den bisherigen Verhältnissen noch unendlich mehr Schlimmes. Er hat jenen Dämon Ehrgeiz erzeugt, der ganze Völker auf die Schlachtfelder und Tausende auf die Scheiterhaufen trieb. Während der gleiche Trieb unter anderen Umständen dazu führen kann, daß eine Gruppe Hunderttausende begeistert und organisiert, um Wüsten zu kultivieren, Gebirge aufzuforsten, Kanäle zu graben und Sümpfe auszutrocknen. Er hat jenen Dämon Geiz erzeugt, der den Menschen zu raffiniertester Beschränkung der Daseinsbedingungen für sich und seine Umgebung führt, um vermeintliche Schätze aufzuhäufen, während der gleiche Trieb unter Gesellschaftsverhältnissen, die ihm und den Seinen eine gesicherte Existenz bieten, zum ausgeprägtesten Sammelgeist, zur Beachtung und Rettung des Unschönbarsten vom Untergange führt und der ganzen Gesellschaft die unschätzbarsten Dienste leistet.

Und nun gar der Urtrieb der Geschlechts-
 liebe. Was ist aus diesem Blütendrange des Menschen, der die größten Kunstwerke hervorgebracht, geworden in einer Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, die den Menschen und namentlich aber das von ihr am tiefsten gestellte Weib zur Ware gemacht

hat? Wahrlich, schrecklicher hat sich auf keinem anderen Gebiete gezeigt, daß natürliche Triebe nicht unterdrückt werden können, sondern daß durch jede Unterdrückung die edelsten Triebe in wilde, verzehrende Furien umschlagen. Man erniedrigt das Weib, man macht durch Not und Elend, Standes- und Geldrücksichten ein freies Erblühen der Geschlechtsliebe unmöglich und — erzeugt damit eine Reihe von Lastern, die fortwährend mit der Gewalt einer schrecklichen Epidemie am Menschheitskörper nagen. Man scheut sich, dieses Kapitel zu berühren, aber in den Beichtstühlen behandeln es lüsterne Priester vor Weibern und Kindern. Die heuchlerische Zivilisation möchte gern einen Schleier decken über die Geschwüre, welche an ihrem Leibe durch Onanie, Prostitution, Päderastie, lesbische Liebe und alle die Furien einer von natürlicher Entfaltung abgeschnittenen Leidenschaft erzeugt werden, wie ein Krebs an diesem Leibe herumfressen und das ganze gesellschaftliche Leben bis in die traulichsten Zirkel hinein vergiften. Zur Zerstörung und Vernichtung führt der Trieb, der, wenn er sich frei ausleben könnte, das Erhabenste und Schönste hervorbringen müßte, was das Menschenherz durchbebt.

Der Familiensinn, der sonst zu der größten Sinebung und Aufopferung antreibt, führt er nicht unter den heutigen Verhältnissen zu einem wahren Sklavenhandel? Kommt es nicht in den weitesten Volksschichten vor, daß der Vater seine Kinder aus Not selbst der Fabrik überliefert, in der sie verkümmern müssen? Daß die Mutter, im Elend das heiligste Gefühl vergessend, ihre Tochter an einen Wüstling verschachert? Daß der Sohn gegen den Vater, der Bruder gegen den Bruder aus Gewinnsucht die Mord-

masse richtet? Und doch kann der Familiensinn durch Vererbung und Weiterentwicklung gewisser Fähigkeiten, durch gegenseitige Liebe, Rücksicht und Nachhilfe gar vieles hervorbringen, was der Gesellschaft zum großen Nutzen dient, manches Herbe ausgleichen, was dem Einzelwesen im gesellschaftlichen Leben begegnet, und seinen Mut, wie seine Tatkraft neu beleben.

Mannigfaltig und verschieden sind diese vereinigenden Urtriebe auf die Individuen verteilt — hier herrscht der eine, dort der andere Trieb vor, aber keinen Menschen kann es geben, bei dem keiner dieser vereinigenden seelischen Urtriebe vorhanden wäre. Der Menschenfeind, der Sonderling, der Einsiedler hat sicher den einen oder anderen dieser Triebe in ganz besonderer Stärke besessen, ist durch die Verhältnisse an der Befriedigung derselben verhindert worden und schloß sich ab. Es sind gerade die stärkeren Naturen und Geister, die, wenn sie ihre Neigungen nicht harmonisch ausleben können, die Anklagebänke und Gefängnisse, die Irrenhäuser und die Leichenhallen für die Selbstmörder füllen. Das Herz muß heißer geschlagen haben, das sich aufbäumt gegen gesellschaftlichen Druck und Zwang, die vielgepriesene Mittelstraße verläßt und zum Helden irgend eines Glanz- oder Nachtschauspiels wird, oft beides zugleich.

Welch unermessliche Kraft geht hier der Gesellschaft verloren und verzehrt sich in Selbstaufreibung? Gerade wie die ungezähmte Kraft der Wildwasser, die, wenn gehörig gezähmt und geleitet, dem Ackerbau und dem Gewerbe viel mehr Dienste leisten könnte, als alle Kraftmaschinen der Welt, die unsere Wälder und unsere Kohlenbecken verschlingen. Während sie heute mit der zerstörenden Gewalt der Ueber-

schwemmungen von Zeit zu Zeit daherbraust, die Kulturen und Wohnstätten der Menschen vernichtend und den Boden verwüstend.

* * *

Die Neigungen und Triebe im Menschen drängen aber auch nach einer weiteren Vereinigung, als der in Gruppen. Die Gruppenassoziation erschöpft das menschliche Gesellschaftsbedürfnis nicht und es treten hier hauptsächlich drei Triebkräfte hervor, die das organisatorische und mehr geistige Element vertreten und von Fourier „passions distributives“, zuteilende Triebkräfte, genannt werden, und die auf eine Verbindung der Gruppen zu Reihen hinweisen. Die Namen, welche Fourier diesen drei Triebkräften gab: „Cabaliste, composite et papillonne“ haben viel Anlaß zu Mißverständnissen gegeben und sind denn auch von den Gegnern in ausgiebigster Weise gegen Fourier und seine Aufstellungen benützt worden. Deshalb ist hier eine sorgfältige Erklärung geboten.

Die erstgenannte Triebkraft kann man am besten als die des *Wetteifers* betrachten, welche die eine Gruppe dahin führt, mit der andern in Konkurrenz, in eine mitbewerbende Reihe zu treten. Und zwar ist es hier gerade die Kontrastwirkung, die zu einem gegenseitigen Messen der Kräfte anspornt und für die Produktion äußerst günstig wirken muß. Durch die Wirkung dieser Triebkraft wird jede Kraftanstrengung erleichtert, wird jede Chance des Erfolges herausgetüftelt, um das bestmögliche Resultat zu erzielen. Diese Triebkraft wird also sowohl in Beziehung auf das Quantitative, als auf das Qualitative der Arbeit mächtig anregen, und da hierbei doch nicht nur die

körperliche Anstrengung, sondern fast noch mehr das Herausputzen aller Vorteile, also eine gewisse Raffiniertheit, ein gewisses Ueberlisten in Betracht kommt, hat Fourier dieser Triebkraft den seltsamen Namen „Cabaliste“ gegeben.

Heute, wo die Kabale oder Intrige der einen Gruppe nur auf den Untergang der anderen Gruppe gerichtet ist, muß sie natürlich als etwas Verwerfliches betrachtet werden, muß sie sich im Kampf ums Dasein als eine der häßlichsten Ausartungen menschlicher Denkkraft darstellen und auch in ihren Wirkungen immer nur Unheil im Gefolge haben. Anders aber ist die Wirkung der gleichen kabalistischen Triebkraft, wenn sie sich in einer Vergesellschaftung äußert, in der die sichere Existenz jedes Individuums und jeder Gruppe die erste Vorbedingung ist, und alle Machtmittel des Individuums und der Gruppe nur in einer größtmöglichen Anstrengung der physischen und geistigen Kräfte zum allgemeinen Nutzen und Wohl liegen.

Man darf also, will man hier den seltsamen Namen „Cabaliste“ nicht mißverstehen, nie vergessen, daß Fourier auch bei den häßlichsten, abschreckendsten Aeußerungen von Leidenschaften nie die Triebkräfte dafür verantwortlich macht, sondern nur die gesellschaftlichen Umstände oder die Gesellschaftsform, welche diese an sich guten, nützlichen, ja notwendigen Triebkräfte auf eine falsche Bahn, die der Schädigung und des Unheils hinweist, während die Gemeinwirtschaft diese Triebkräfte schätzen, pflegen und zum allgemeinen Besten entwickeln wird.

So ist die „freie Konkurrenz“ in der heutigen Gesellschaft ein Uebel, dessen Schädigungen bereits in weiten Kreisen gefühlt werden und ist nur die ökonomische

mische Form des Wettseifers im Privatbetrieb, welche die gleichen Resultate erzeugt, wie der Wettseifer in der militärischen Form, wo einer den anderen totschlägt. Was man von der „freien Konkurrenz“ stets erwartete, wohlfeile und gute Arbeit, das erzeugte sie nicht. Sie brachte vielmehr die Parole „billig und schlecht“ zur Geltung und schädigt damit Produktion und Konsumtion. In der Gesellschaftsform aber, deren ökonomische Grundlage die Gemeinwirtschaft ist, wird die Triebkraft des Wettseifers das erfüllen, was die „freie Konkurrenz“ versprochen, aber nicht gehalten hat. Sie wird die arbeitenden Gruppen und Reihen anregen, mit den sparsamsten Mitteln vollauf genügend und in bester Vollkommenheit zu produzieren.

Die „Composite“ wird am besten als die Triebkraft der Eintracht und Begeisterung bezeichnet. Sie führt zur Vereinigung der Gruppen in Reihen, sie erweckt in ihnen das Bewußtsein der gesellschaftlichen Notwendigkeit und Wichtigkeit jener Werke, die eine Massenbewegung und Massenordnung verlangen. Und sie wirkt auf die einzelnen Glieder dieser Reihen zurück, indem sie zu einer Kraftanstrengung und Aufopferung anfeuert, wie sie eben nur das lebhafteste Gefühl einer Solidarität hervorbringen kann. Heute schon läßt sich beobachten, daß beim Ausmarsche einer ganzen Gruppe der einzelne viel größere Anstrengungen und Strapazen aushalten kann, als wenn er nur für sich oder in einer kleineren Gruppe den gleichen Weg unternähme. Man hat sehr oft schon Gelegenheit gehabt, die großartige, heldenmütige Aufopferungsfähigkeit von Bergleuten zu bewundern, die sie bei Rettungswerken zeigten, wenn irgend ein größerer Unfall durch „schlagende Wetter“,

Eindringen von Wasser, Zusammenstürze von Schächten usw. passierte. Und fast ein jeder war wohl schon in der Lage, bei größern Notfällen, zum Beispiel Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten, die merkwürdige Erscheinung zu beobachten, daß selbst Leute, welche für gewöhnlich zuerst an ihren Vorteil denken, mit einer ganz rücksichtslosen, selbstvergessenden Hingabe sich in die größte Gefahr begaben, um zu retten und zu helfen.

Wie aber wird sich diese mächtige Triebkraft erst offenbaren, wenn der Kampf ums Dasein im Innern der Gesellschaft durch die Solidarität aufgehoben und nach außen hin verlegt ist, wenn es sich nur noch darum handelt, der Natur die größtmöglichen Mittel zu einem möglichst glücklichen Dasein abzugewinnen? Wird sie da nicht zu Kulturzwecken begeistern, gegenüber denen die „Weltwunder“ des Altertums und der Neuzeit Kleinigkeiten sind? Wird sie nicht die Arbeiterarmeen begeistern, der Kultur heute noch verschlossene Gebiete zu erobern? Oder Gebiete einer früheren Kultur, die durch Mißwirtschaft (hauptsächlich mit den Wäldern und den Düngstoffen) verloren gingen? Ja, wird sie, diese Triebkraft der Eintracht und Begeisterung, nicht dazu aneifern, daß die menschliche Gesellschaft nicht eher ruht, noch rastet, bis der ganze Erdball planmäßig und nach allen Anforderungen der fortschreitenden Wissenschaft bebaut ist?

Als dritte der zur Reihenbildung hinführenden Passionen tritt die „Papillonne“, die Triebkraft der Abwechslung oder Veränderung, hervor. Selbst eine Arbeit, die mit großer Vorliebe gemacht wird, muß durch die Länge ihrer ununterbrochenen Dauer abstoßend oder doch wenigstens abstumpfend wirken, um so mehr, je einseitiger sie ist,

je mehr sie nur gewisse Kräfte und Organe des Menschen in Anspruch nimmt. Das gleiche zeigt sich in bezug auf Personen. Es mag jemand ein noch so glückliches Familienleben haben, doch wird, wenn er Tag für Tag nur in seiner Familie lebt, sich bei ihm das Bedürfnis nach einem Zusammenkommen mit anderen Personen einstellen und geltend machen. Ein Arbeiter mag mit seinen Arbeitsgenossen in der gleichen Werkstätte noch so gute Kameradschaft haben, nach der Arbeit wird er in der Regel andere Gesellschaft suchen. Er wird sogar häufig die Erfahrung machen, daß man durch ein zu langes Zusammensein mit bestimmten Personen der besten Kameradschaft überdrüssig wird, daß man allerlei Unangenehmes an ihnen entdeckt und schließlich ihnen sogar feindlich wird mit der Motivierung, man habe sie „kennen gelernt“. Wie viele Feindseligkeiten entspringen unter ganz guten Leuten bloß aus diesem gezwungenen längeren Zusammenleben, und im günstigsten Falle werden die vorher besten Freunde gegenseitig abgestumpft, — man „duldet“ sich gegenseitig noch, und das ist alles.

Der Glückseligkeitstrieb verlangt eben nach einer Veränderung der Reize, nach Kontrastwirkungen, nach einer wechselvollen Reihe von Erscheinungen. Selbst das ersehnteste Glück stumpft ab und wird „langweilig“.

Hier muß auch auf eine in der sozialistischen Bewegung aufgetretene Erscheinung aufmerksam gemacht werden, die noch nicht genügend erklärt wurde: das Zugrundegehen der meisten Produktionsgenossenschaften. Wer diese Erscheinung genau beobachtet hat, wird konstatieren müssen, daß diese Produktionsgenossenschaften in der Regel nicht aus finanzieller Not, sondern durch Streit zwischen

den Genossenschaftlern zugrunde gingen, oder doch wenigstens eine derartige Umgestaltung erfuhren, daß sie den Titel „Genossenschaften“ nur noch zum Schein trugen, in Wahrheit aber Privatunternehmungen waren.

Seltfam! Diese Produktionsgenossenschaften gingen doch alle aus dem lebhaftesten Gefühle der Freundschaft und Brüderlichkeit hervor, und nach verhältnismäßig kurzer Zeit brach Streit, oft recht häßlicher Streit aus, — man begann, Mitglieder hinauszumwerfen, und fuhr damit fort, bis aus der Genossenschaft ein Privatgeschäft geworden war. Große Genossenschaften zeigten diese Erscheinung weniger, kleinere dagegen in der Regel, und zwar mit ganz wenigen Ausnahmen.

Das beweist vor allem, daß die Gruppierung in kleineren Genossenschaften eine ungenügende ist; sodann aber die Wichtigkeit der Triebkraft der „Papillonne“. Die Genossenschaftler arbeiteten den ganzen Tag und alle Tage miteinander, oft genug saßen sie noch am Abend beieinander und berieten übers Geschäft — sie waren wohl vorher die besten Freunde, sie hatten sogar ein Kollektivinteresse und bemühten sich nach Kräften dafür. Aber eben dieses längere ununterbrochene Zusammenleben führte meist dahin, daß sie sich gegenseitig „als schlechte Kerle kennen lernten“, — was sie doch in der Regel durchaus nicht waren.

Aber nicht bloß in bezug auf die Personen oder deren Zahl war die Gruppierung dieser Produktionsgenossenschaften eine unvollkommene, sondern auch in bezug auf die Arbeit. Auch hier fehlte die so sehr wichtige „Papillonne“, die Triebkraft der Abwechslung und Veränderung. Der Mensch ist nun

einmal viel zu mannigfaltig beanlagt, als daß er nur Schneider, nur Schuhmacher sein, nur einen einseitigen Beruf Tag für Tag, Jahr für Jahr ausüben und dabei sich glücklich fühlen kann. Zwingt die Not, muß man sich entweder als Lohnarbeiter oder als Kleinmeister so durchschlagen, — nun, dann schlägt man sich eben duldbend durch und sucht sich nebenbei etwas Abwechslung und Glückseligkeit. Ist man aber Genossenschaftler, dann bekommen die Nebengenossen den Unmut zu spüren usw. usw.

So weist denn die mächtige Triebkraft der Abwechslung auf eine andere Organisation der Arbeit hin, und zwar auf eine Ordnung, die nur in der Gemeinwirtschaft — nicht in einer Berufs-, sondern in einer integralen Assoziation — möglich ist. Sie weist darauf hin, daß zur steten Neubelebung der Tätigkeit eine kurze Arbeitszeit für ein und dieselbe Beschäftigung und in ein und derselben Gruppe geboten ist. Abwechslung in der Arbeit, Abwechslung in den mitarbeitenden Personen, das ist die Lösung, welche die „Papillonne“ aufstellt. Das ist der Zauberstab, mit dem sie immer neue Reize in die Arbeit legt und die nützlich schaffende Tätigkeit zu einem wechselvollen Genuß gestaltet, dem man in einer besseren Gesellschaftsform ebenso nachgehen wird, wie heute den Vergnügungen, die ja meist anstrengender sind, als die Arbeit.

Die Triebkraft der Abwechslung und Veränderung führt Fourier zu einer Organisation der Arbeit, in welcher der Gegensatz zwischen landwirtschaftlicher und gewerblicher, körperlicher und geistiger, erzeugender und austauschender, über- und untergeordneter Arbeit aufgehoben wird, weil es mehr oder weniger

einem jeden Gliede der Gemeinschaft durch sie ermöglicht ist, nach seinen Neigungen und Fähigkeiten sich an jeder dieser verschiedenen Arten von Arbeit zu beteiligen.

Ehe jedoch etwas näher auf diese Organisation der Arbeit eingegangen wird, ist es wohl nötig, die wissenschaftliche Kritik über die Aufstellungen Fouriers bezüglich der Neigungen, Urtriebe und Triebkräfte in Kürze zu hören.

Am bekanntesten sind die Auslassungen Dührings in seiner „Kritischen Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus“, wo er etwa 37 Zeilen auf Seiten 280 und 281 den Neigungen, Attraktionen und Reizen widmet — was aber dort steht, ist auch nicht eine Spur von wissenschaftlicher Kritik, auch nicht eine Spur von Nachweis, was denn eigentlich von den Aufstellungen Fouriers falsch sei. Es ist lediglich ein verworrenes Raisonnement, zusammengesetzt aus lauter arroganten Behauptungen, von denen Herr Dühring wohl schlechtweg voraussetzt, die Leser müßten sie ohne weiteres annehmen, da sie eben von Herrn Dühring kommen. Der einzige Satz, der als Anfang zu einer Kritik betrachtet werden könnte, mag hier zitiert werden: „Bei einem richtigen Begriff von den Trieben und Leidenschaften ist offenbar die Aufgabe, die Gesetze dieser Mächte, sowie ihrer gegenseitigen Einwirkungen und Verhältnisse, sowohl innerhalb des einzelnen Menschen, als auch im Bereich des sozialen Verkehrs zu bestimmen, ein Gegenstand von so großer Tragweite, daß die strengere Wissenschaft froh sein kann, wenn sie ein paar Elemente dieses Problems zu beherrschen vermag.“ Das ist aber auch alles —; wo und wieso der Begriff Fouriers nicht der „richtige“ sei, welches die „paar

Elemente“ seien, das mag der geneigte Leser sich selbst denken, Herr Dühring sagt's ihm nicht.

Auf die Verzerrungen einzugehen, unter welchen Herr Bernhard Becker Fourier dargestellt hat, muß hier verzichtet werden. Auf das einzige beachtungswerte Argument, daß Fourier die Intelligenz (Verstand und Vernunft) und das Selbstbewußtsein, welches bei geistig höher stehenden Menschen die Handlungen bestimme, vergessen habe, soll neben den Einwänden Anderer eingetreten werden.

Der erste, welcher dem Publikum deutscher Sprache die Ideen Fouriers vorführte, war L. Stein in seinem 1842 erschienenen Buche: „Der Sozialismus und Kommunismus im heutigen Frankreich.“ Dieser sagt (Seite 253 und ff.): „Es ist eine alte allgemeine Bemerkung, daß keine Einteilung des Menschen nach Trieben jemals hat genügen können. Der Grund davon liegt in dem Widerspruch, den jener Gedanke von vornherein in sich trägt: Der Trieb ist seinem Wesen nach ein noch Unbestimmtes, das nur seiner Möglichkeit nach da ist . . .“ Es hätte „die erste Aufgabe Fouriers“ sein sollen, „in einer wissenschaftlichen Darstellung nicht bei den Arten der Triebe, sondern bei dem Trieb überhaupt, dem Begriff desselben zu beginnen, denn die Arten sind doch nur Bestimmungen dieses Begriffs. Aber dazu war er freilich nicht Logiker genug.“

Karl Grün gab in seinem 1845 erschienenen Buche: „Die soziale Bewegung in Frankreich und Belgien“ ebenfalls eine Darstellung der Ideen Fouriers und sagt auf Seite 204: „Fourier zerklüftet seinen Menschen in 3 w ö l f Teile, in 3 w ö l f Leidenschaften. Von der Vollständigkeit dieser Tafel, psy-

chologisch gesprochen, will ich gar nicht reden; ich halte sie für ungenügend. Weiß man etwa durch diese Zwölfzahl, was der Mensch ist? Noch keinen Augenblick. Fourier hätte ebensogut bloß die fünf Sensitive (Sinne) nehmen können; in ihnen liegt der ganze Mensch, wenn man sie erklärt, wenn man den menschlichen Inhalt derselben zu deuten versteht. Ja der Mensch liegt ganz allein in einem Sinne, im Gefühle . . ." Auf der zweitfolgenden Seite sagt Grün: „Fourier basiert alles auf den Egoismus, auf die extravagantische Ichsucht, und versucht dann dem Egoismus jedes einzelnen durch den Egoismus aller ein Gegengewicht zu geben.“ Wie wenig übrigens Meister Grün hier mit seiner Kritik auf festem Boden steht, beweist seine Darstellung des Streites zwischen Dezamy, der im Kommunismus das persönliche Interesse (intérêt personnel) hervorhob, und Cabet, der nur von der Hingabe (dévouement) etwas wissen wollte; er macht sich (auf Seiten 396 bis 400) mit Recht über diesen Streit lustig, nimmt aber mehr die Partei Dezamys und sagt zum Schluß: „. . . das Intérêt personnel ist nur dann zu verteidigen, wenn es das Bewußtsein der Gattung in sich aufgenommen hat, wenn es erfüllt ist mit allgemein menschlichem Inhalte.“ Ist denn das aber nicht gerade bei Fourier der Fall?

Nun soll noch ein Kritiker Fouriers das Wort haben, der unter dem Namen *Karl Marlo* (Pseudonym für Winkelblech) ein sehr interessantes Werk schrieb: „Untersuchungen über die Organisation der Arbeit oder System der Weltökonomie.“ In der 1853 zu Kassel erschienenen zweiten Abteilung des ersten Bandes (historischer Teil) sagt er auf Seite 583 über Fourier:

„Der Harmonismus leidet an einem inneren Widerspruch. Er lehrt einenteils, daß alle menschlichen Triebe harmonisch seien, und andernteils, daß die Harmonie dennoch nicht bestehe, weil man jene aus Verblendung oder Selbstsucht in ihrer freien Entfaltung beschränke, was doch offenbar nur infolge disharmonischer Triebe geschehen kann . . . Jeder Sozialreformer muß der Natur der Sache nach Disharmonist und Voluntist sein. Er muß annehmen, der Mensch habe schädliche und nützliche Triebe, muß sich durch gründliche Erforschung unserer eigenen, sowie der mit uns in Wechselwirkung stehenden äußeren Natur genaue Kenntnis der Beschaffenheit unserer Triebe zu erwerben und auf Grund dieser Kenntnis die ethischen Gebote zur Beschränkung der schädlichen und Förderung der unschädlichen aufzustellen suchen.“

Auf der nächsten Seite sagt Marlo: „Fouriers Lehre von den Trieben ist ein geistreicher, und, insofern sie den Anbau einer gänzlich vernachlässigten Wissenschaft bezweckt, höchst schätzenswerter, aber keineswegs befriedigender psychologischer Versuch. Die von ihm aufgestellte Liste der Triebe, auf welche er irrigerweise die fünf Sinne setzt, ist höchst mangelhaft. Fehlt doch . . . der wichtigste aller Triebe: Der Trieb zur Produktion.“

Bei diesen Kritiken muß zunächst auffallen, daß mit teilweiser Ausnahme von Marlo keiner der Kritiker auch nur irgendwie darauf eingeht, zu zeigen, was an der Aufstellung und Klassifizierung der Triebe fehlt, was Fourier vergessen hat (wenn doch die Tabelle als ungenügend erklärt wird), oder was daran falsch ist. Die Lücke, welche Marlo gefunden zu haben glaubte, ist, wie gezeigt werden soll, nicht vorhanden.

Fourier suchte und wollte auch nur suchen, die körperlichen, seelischen und intellektuellen Triebe, Attraktionen und Fähigkeiten, die den Menschen auf die Bergeseinsamkeit hinweisen, und zwar auf eine Organisation, die gemäß seinen Attraktionen als seine Bestimmung zu betrachten ist, und als deren Resultat die Befriedigung seines ihn beherrschenden Sehns nach hervorgeht.

Man darf doch gerechterweise von Fourier nicht verlangen, was er nicht geben wollte — er wollte keine Spekulation über den „Trieb“ überhaupt und seinen „Begriff“ geben, und er hatte das wohl auch nicht nötig. Ein Beispiel dürfte das vielleicht klar machen. Die Physiologie hat in unserer Zeit ganz bedeutende Fortschritte gemacht durch die Entdeckung der Bewegungszentren im Gehirn. Es handelt sich hier natürlich nicht um die unwillkürlichen Bewegungen beim Athemholen, der Blutzirkulation oder der Verdauung, sondern um die willkürlichen Bewegungen der Gesichtsmuskeln, der Extremitäten oder anderer Körperteile, deren Bewegungszentren man im Gehirn, vielmehr in der Gehirnrinde zum Teil gefunden hat. Von welcher Wichtigkeit diese Entdeckung für die Kenntnis des menschlichen Körpers und für die Beurteilung und Heilung einer Reihe von Krankheitsercheinungen ist, wird jedem klar sein. Was würden nun wohl die Männer der physiologischen Wissenschaft, welche diesen Zweig bearbeiten, sagen, wenn ihnen jemand einwürfe: Eure Tabelle ist noch ungenügend, zudem seid Ihr nicht Logiker genug, Ihr hättet zuerst beim „Begriff“ der Bewegungszentren beginnen sollen usw. usw.

Zudem ist aber die Tabelle Fouriers vollständiger, als der oberflächliche Beobachter annimmt, nur darf

man bei ihrer Beurteilung nicht ganz außer acht lassen, welch ein wichtiges ergänzendes Stück Arbeit die Schüler Fouriers geliefert haben, und zwar zum großen Teil nach eigenen Informationen des Meisters; hier ist eine ganze Literatur mit wertvollen Schätzen vorhanden.

Zunächst wäre noch vorzubemerken, daß Fourier das ganze Weltall in drei Prinzipien einteilt, und zwar 1. Kraft, Seele, oder das bewegende Prinzip; 2. Stoff, Materie, oder das bewegte Prinzip, und 3. Gesetz, das ordnende oder regulierende Prinzip. Dieser Dreiteilung entsprechen auch die drei Gruppen der Passionen und Attraktionen: dem zweiten die fünf Sinnestriebe, dem ersten die vereinigenden, affektiven vier Urtriebe und dem dritten die organisierenden, distributiven drei Triebkräfte.

Nun sind aber schon die Sinnestriebe die Grundlagen des Erkennens, der Wissenschaft. Der Geschmack treibt die Menschen an, der Natur das an Erzeugnissen abzugewinnen, was ihnen zusagt, er fördert also den Bau der Nahrungsmittel und der Gewürzpflanzen, und zwar sowohl praktisch wie wissenschaftlich; er fördert aber auch die geeignetste Art, diese Nahrungsmittel zu verarbeiten und zum Genuß zu bereiten, derart, daß sie sowohl der Gesundheit als dem verfeinerten Wohlgeschmack entsprechen. Der Geschmack regiert also auch die diätetische Wissenschaft, die Medizin der Zukunft.

Der Geruch treibt die Menschen nicht allein dazu an, Pflanzen und Blumen zu bauen, deren Duft ihnen angenehm ist, er führt auch zur Gesundheitspflege in Beziehung auf Reinhaltung der Luft, nicht nur in der Behausung, sondern in der ganzen Atmosphäre, damit führt er zur Austrocknung der Sümpfe, Ab-

leitung stagnierender Wasser und sorgfältiger Pflege der Baum- und Waldkultur. Er leitet also hier sowohl zur Praxis, als zur Wissenschaft.

Das Gesicht, der Sinn für Formen und Farben, ist der Trieb zu einer Reihe von schönen Künsten und Wissenschaften, der Malerei, der Bildhauerkunst, der Baukunst, der Kunst, landschaftlich schöne Anlagen zu machen, der Optik, der Geometrie usw.

Das Gehör führt zur Musik, die sowohl eine Kunst als eine Wissenschaft ist, zur Erforschung der Gesetze der Akustik, der Schwingungen und Schallwellen der Luft usw.

Das Gefühl treibt zu jenen Gewerben und Künsten, welche die Umgebung des Menschen angenehmer machen und verfeinern, den Bekleidungs-gewerben in gesundheitlicher und angenehmer Beziehung, sowie allen den Gewerben, welche die Behausungen und Arbeitsstätten, die Möbel, die Werkzeuge usw. angenehm machen. Das Gefühl treibt zu sorgfältiger Reinlichkeit und Pflege des Körpers, zum Turnen, zur Beobachtung gesunder Körperhaltung beim Arbeiten und endlich auch zur Regulierung der Temperatur durch die Herstellung eines Gleichgewichts der Atmosphäre mittelst planmäßiger Bebauung des Erdballs. Welch eine Reihe von Wissenschaften, Künsten und produktiven Tätigkeiten gründet sich also nur direkt auf die Sinnestriebe, die in der Klassifikation Fouriers den Stoff, die Materie, den Körper repräsentieren.

Die vier vereinigenden Urtriebe beziehen sich allerdings nur auf das Verhältnis der Menschen einander gegenüber. Hier vertritt nun die Freundschaft das Gleichheitsprinzip, das nicht an das Geschlecht, nicht an die Verwandtschaft, nicht an Geburt, Rang,

Vermögen, Alter, Nationalität oder Rasse geknüpft und folglich auf die Einheit des Menschengeschlechts gerichtet ist. Aus der Freundschaft entspringt die Offenheit, die Aufrichtigkeit, die Güte, die Herzlichkeit, die Zugänglichkeit, die Freigebigkeit, die Milde, die Gesellschaftlichkeit, die Gastfreundschaft, die Wohltätigkeit, die Menschlichkeit, das Mitleid, die Nachsicht, Brüderlichkeit usw.

Der **Auszeichnungstrieb** vertritt das Prinzip der Verschiedenheit, der Ungleichheit, des Strebens, es anderen nach- oder zuvorzutun; er erzeugt die Nachgiebigkeit gegen diejenigen, von welchen man lernen, mit Hilfe derer man sich emporheben will. In dem Emporgestiegenen erzeugt er die ernste Kritik der anderen, die ihm nachstreben; dieser Trieb ist der Reiz zum Ruhm, zur Größe, zur Führerschaft. Er sorgt dafür, daß die Gesellschaft auch ohne den Reiz zum Reichwerden in der Gemeinwirtschaft alle die leitenden Kräfte finden wird, deren sie als Organisation bedarf. Aus diesem Auszeichnungstrieb entspringt der Stolz, die Prachtliebe, die Selbstachtung, die Liebe zur Macht (hier im geistigen Sinne genommen), zur Anerkennung, zu hervorragender Stellung, das Gefühl der Unabhängigkeit, der Würde, der Ehre, der Selbsthilfe, der Gerechtigkeit (eines höheren Standpunktes im Urteilen), der Hochherzigkeit, die Sehnsucht, sich verdient zu machen usw.

Die **Liebe** vertritt das Prinzip der Unterordnung des körperlich Starken, des Mannes, unter das körperlich Schwache, das Weib, das Prinzip des Uebergewichtes des Reizes über die Kraft, und, geistig genommen, des Idealen über das Materielle, des Geistes über die Gewalt. Folgt man diesem Gedankengange, so versteht man auch die Geschichtsauffassung

Fouriers, nach der er alle Phasen der Entwicklung nur aus der Stellung des Weibes erklärt. Die Liebe bewirkt eine Verfeinerung der Sitten, die Höflichkeit, die Ritterlichkeit. In der gegenwärtigen Gesellschaft ist dieser Trieb in seiner Tätigkeit unterdrückt, allenthalben gehindert und verderbt, so daß sich die Elemente, aus denen er zusammengesetzt ist, nicht klar entwickeln können. Erst dann wird er sich zu voller Blüte entwickeln, wenn das Weib frei und in jeder sozialen Beziehung dem Manne gleichgestellt ist.

Der Familiensinn vertritt das Prinzip der Sympathie gegen diejenigen, welche des Schutzes und der Hilfe bedürfen. Er ist die Liebe der Eltern zu den Kindern, der Pfleger für ihre Schutzbefohlenen, der Alten für die Jungen, der Starken für die Schwachen. Er verbindet das jetzige mit dem heranwachsenden Geschlecht. Wie der Einklang vermittelt wird: für die Gleichen durch die Freundschaft, für die Zusammenringenden durch den Auszeichnungstrieb und für die zwei Geschlechter durch die Liebe —, so der Einklang zwischen den verschiedenen Altersstufen durch den Familiensinn. Aus der Liebe zu den eigenen Nachkommen entspringt die allgemeine Sympathie für die Kinder, die Liebe zur Erziehung, Unterweisung und Belehrung der Jugend, die Zärtlichkeit der Starken für die Schwachen und Hilflosen, der Antrieb zur Beschützung und Vorsorge usw.

Die drei organisierenden, distributiven Triebkräfte aber weisen schon wieder auf das Gebiet der Wissenschaft, ja sie sind sogar auch mit den Namen wissenschaftlicher Methoden belegt. Die Triebkraft des Wetteifers (die Cabaliste) führt auch die Bezeichnung *Analysismus*, sie vertritt das zerglegende, das individualistische Prinzip — die Ver-

schiedenheit in der Einheit —, und erfüllt die gleiche Funktion in dem Konzert aller Triebe und Triebkräfte, wie die Dissonanz in der Musik, deren man zur Harmonie nicht entbehren kann. Diese Triebkraft pflegt daher die Verschiedenheiten in Gefühlen und Neigungen und führt sie in gegenseitigen Kampf, wodurch sie das gesellschaftliche Leben mächtig anregt. Sie erzeugt in den Reihen der Gemeinschaft Parteien, Fraktionen und Sekten, in denen ein lebhafter Parteigeist herrscht. In ihrer vollen Entfaltung führt sie zu den minutiösesten Analysen, zu den genauesten Unterscheidungen, zu den zartesten Wahrnehmungen, zur größten Verfeinerung in der Anwendung der Passionen, in Kunst, Wissenschaft und Arbeit.

Wer denkt hier nicht an die Rivalität zwischen zwei Kunstgesangvereinen an einem Sängerfest — mit welcher ungeheuren Genauigkeit (man möchte es haarspaltende Spitzfindigkeit nennen) wird da auf alles, was zum Erfolge im Wettkampf führen kann, Obacht gegeben. Da sucht man die feinste Reinheit in der Aussprache, im Einsatz, in den Schattierungen usw. Nun stelle man sich vor, wie der gleiche Trieb wirken muß bei zwei Gruppen einer Reihe, die beispielsweise jede eine andere Spielart von Getreide bauen, wo die Rivalität dazu führen wird, das Unbedeutendste zu beobachten, um eine Sorte zu züchten, die sich durch Ertrag und Vortrefflichkeit in jeder Beziehung auszeichnet. In der Wissenschaft wirkt die Triebkraft des Wettseifers durch das Analysieren, Zergliedern der Beobachtungen und Ideen.

Die Triebkraft der Eintracht (Composite) führt auch die Bezeichnung *Synthesismus*, sie vertritt das verbindende, einende, kollektivistische Prinzip — die Einheit in der Verschiedenheit. Sie ist

die Anregung der Sammlung aller der verschiedenen Parteien, Fraktionen und Sekten unter das gemeinsame Ganze, und indem sie diese miteinander rivalisierenden Gruppen und Reihen zu einem Einklang führt, erzeugt sie den Reiz und die Begeisterung, die uns ergreift, wenn die Dissonanzen in der Musik sich in Harmonie auflösen. Wieder unterbrochen durch die Wechselwirkung der zerlegenden Triebkraft des Wett-eifers, eint sie immer wieder die Elemente der Gemeinschaft zu neuen Zusammensetzungen. Durch dieses Wechselspiel der Triebkräfte, welche die einzelnen Elemente trennen und wieder zusammenführen, wird die Bewegung erzeugt, deren das gesellschaftliche Leben bedarf. In der Wissenschaft wirkt die Triebkraft der Eintracht durch das Verbinden und Zusammenfassen der Beobachtungen und Ideen.

Zwischen diesen beiden extremen Triebkräften steht diejenige der *Abwechslung* (Papillonne), sie vertritt das Prinzip der Veränderung, der Modulation, der Herstellung des Gleichgewichts, der Vergleichung. Im Spiele der verschiedenen Triebe und Kräfte hält sie die Wage, sie ruft die Aufeinanderfolge der Aktionen hervor, erhält damit das Gleichgewicht unter allen und regiert so die Uebergänge. Sie ist für das Gesellschaftsleben, was das Pulsieren des Blutes für den Körper, sie ist das Lebensprinzip, das sich in beständigem Stoffwechsel in unausgesetzter Veränderung der Entwicklung und Erscheinungen äußert. In der Wissenschaft wirkt sie durch die Vergleichung der Beobachtungen und Ideen, wie der Merkmale, Eigenschaften und Beschaffenheiten.

Diese Darstellung ließe sich natürlich noch weit ausdehnen, um zu zeigen, wie wenig Fourier von seinen Kritikern verstanden wurde. Abschließend sei

noch bemerkt, daß die drei Gruppen der Triebe im Menschen noch folgendes repräsentieren: Die fünf ersten die Sinneswahrnehmungen, das Erkennen; die vier folgenden das seelische Fühlen und die drei letzten die berechnende Vernunft. Der Bemerkung Marlos über disharmonische und harmonische Triebe mag folgende Annahme Fouriers gegenübergestellt werden: „Wie in der Musik erst auf sieben Akkorde eine Diskordanz kommt, welche aber zur Harmonie unentbehrlich ist, so überwiegen auch beim Menschen die harmonischen Triebe die disharmonischen derart, daß gerade die letzteren ganz bedeutend zur Erzielung einer immer anregenden Harmonie mitwirken müssen.“

Man könnte freilich damit entgegnen, daß man eine Reihe von schlechten disharmonischen Eigenschaften und Lastern aufzählt, wie Trunksucht, Völlerei, geschlechtliche Ausschweifungen und Verirrungen, Lüge, Betrug, Diebstahl, Räuberei, Trägheit, Müßiggang, Unbeständigkeit, Zorn, Haß, Rachsucht, Neid, Habsucht, Geiz usw. Fourier, der scharfe Beobachter, kannte alle diese Schattenseiten, die uns ja täglich vor Augen treten, sehr gut. Er war auch weit davon entfernt, die soziale Harmonie als ein ungetriebtes, schattenloses Glück darzustellen; verschloß er sich doch keineswegs der Erkenntnis, daß ja schon mit dem Beginn und Abschluß des Lebens, mit Werden und Sterben, der Schmerz unzertrennlich verbunden ist und nur durch bessere soziale Einrichtungen, die den vorzeitigen Tod so viel wie möglich verbannen, auf ein geringeres Maß gemildert werden kann.

Aber wie der kerngesunde Mensch, wenn man ihn in eine schlechte Atmosphäre bannt, krank werden muß, so müssen eben auch die besten Triebe in einem

schlechten sozialen Lebenslement krank werden, abirren und anstatt Glück Unheil erzeugen. Die schlechte Atmosphäre ist die Privatwirtschaft (morcellement), und das einzige Lebenslement, in dem sich die menschlichen Triebe rein, nützlich, edel und glückbringend entfalten können, ist die Gemeinwirtschaft (association).

* * *

Die taktische Einheit einer solchen Gemeinwirtschaft nennt Fourier, um in dem Namen schon die innige Solidarität aller ihrer Glieder auszusprechen: Die Phalang (phalange). Die Phalang ist die sozialistische Wirtschaftskommune, wie man gern sagt, — eine Gemeinde, die eine vollständige, genügende Gruppierung gestattet, um auf den verschiedenen Gebieten der landwirtschaftlichen und gewerblichen Arbeit, der Erziehung und Bildung, sowie des Unterhalts für die Arbeitsunfähigen ein ziemlich selbständiges Leben und eine harmonische Betätigung der mannigfaltigen Triebe zu ermöglichen.

Fourier nimmt an, daß eine solche Phalang aus drei- bis vierhundert Familien, d. h. also 1600 bis 1800, höchstens 2000 Personen bestehen soll, also einer Bevölkerungszahl, wie sie etwa den kleinsten Stadtgemeinden entspricht, in denen noch Ackerbau und Gewerbe zusammen betrieben werden. Diese Phalang soll eine Bodenfläche von etwa einer Quadratstunde (gleich zirka 1600 Hektaren) zur Bebauung besitzen. Es versteht sich wohl von selbst, daß Fourier hier flaches, oder doch nur mäßig hügeliges Land im Auge hatte.

Owen nahm für seine „home colony“ (Heimstätte, Gemeinde) auf etwas kleinerem Flächenraum eine

Bevölkerungszahl von 2000 bis 2500 an. Fourier dagegen fand nach seinen Berechnungen der in einer gewissen Bevölkerungszahl vorhandenen Charaktere, daß die Zahl 2000 das äußerste Maximum sei, da durch eine höhere Bevölkerungszahl im Walten der Gruppen und Reihen Konfusionen entstehen würden. Uebrigens sei das hier nur nebenbei bemerkt und soll, ebensowenig wie die sehr scharfsinnige, aber doch wohl utopistische Darstellung und Klassifikation der verschiedenen Charaktere, hier nicht weiter erörtert werden. Die Erfahrung kann darüber allein entscheiden.

Wie verteilen sich nun die Serien, die Reihen, in die Gemeinwirtschaft einer solchen Phalanx? Da gibt es zuerst verschiedene Klassen, in welche die Wirtschaft sich teilt und welche die verschiedenen Oberabteilungen großer Serien vorstellen: A. Landwirtschaft, B. Haushalt, C. Gewerbe und Fabrikation, D. Austausch, E. Erziehung, F. Wissenschaft und G. Künste.

Diese Klassen zerfallen wieder in Ordnungen, die ihrerseits wieder Serienbildungen hervorrufen. Aus der Klasse A. Landwirtschaft lassen sich beispielsweise folgende Ordnungen ableiten: 1. Obst-, 2. Gemüse-, 3. Weinbau-, 4. Feld-, 5. Wiesen-, 6. Waldkultur, 7. Blumenzucht usw.

Aus diesen Ordnungen gehen wieder Gattungen hervor, für welche sich ebenfalls wieder kleinere Serien bilden, zum Beispiel aus der 1. Ordnung Obstbau die Serien der Birnenzucht, der Äpfel-, Pflaumen-, Kirschbaumzucht usw. usw.

Auch die Gattungen haben wieder ihre Unterabteilungen in Arten oder Sorten, welche zur Gruppenbildung führen. Fourier führt hier speziell die Serie der Birnenzucht an, die er, um ein

Beispiel der Organisation zu geben, in 32 Gruppen, die zu 7 Abteilungen organisiert sind, vorführt. Das Beispiel möge hier seinen Platz finden:

Serie der Birnenzucht.

1. Vorposten	2	Gruppen	Quitten und harte Bastardarten.
2. Kleiner aufsteigender Flügel	4	„	Harte Kochbirnen.
3. Aufsteigender Flügel	6	„	Spröde Birnen.
4. Zentrum	8	„	Weiche Birnen.
5. Absteigender Flügel	6	„	Feste Birnen.
6. Kleiner absteigender Flügel	4	„	Mehlbirnen.
7. Nachposten	2	„	Mispeln und weiche Bastardarten.

Ein Pomologe wird keinen Augenblick in Verlegenheit sein, diesen 32 Gruppen die zu ihnen gehörenden Unterarten und Spielarten anzumessen. Die minutiöseste Arbeitsteilung könnte eingerichtet werden. Jedes Glied dieser freiwilligen Gruppen kann sich mit Leichtigkeit die nötige Kenntnis und Geschicklichkeit erwerben. Die Rivalität einer Gruppe mit der anderen regt Aufmerksamkeit und Sorgfalt an, so daß die ausgezeichnetsten Früchte erzielt würden. Und von welcher Wichtigkeit ist der rationelle und aufmerksame Betrieb der Obstkultur für ein ganzes Land, wie bedeutsam ihre sorgfältige Pflege, wie ihre fortwährende Ausbreitung und Verbesserung.

Nun aber stelle man sich erst vor, alle Ordnungen der Landwirtschaft seien derart nach ihren Gattungen, Arten und Spielarten in Reihen und Gruppen organisiert, und zwar die ganze Landesbevölkerung umfassend, dann wird man erst dem Boden die Erzeugnisse abgewinnen, die er nach den Aufstellungen der Wissenschaft zu bieten vermag. Aber er wird auch wieder zurückerhalten an Düngstoffen, was er zur Wiedererzeugung der Nahrungs- und Genußmittel braucht.

Nach dem Beispiel, welches hier von der Landwirtschaft gegeben wurde, lassen sich alle Klassen der Gemeinwirtschaft in ihre Ordnungen, Gattungen und Arten einteilen und die Serienbildungen, sowie nach den Spielarten die Gruppenbildungen aufstellen. Da es sich hier nicht um Detailmalerei handeln kann, darf das Weitere wohl dem Nachdenken des Lesers und der nachfolgenden Generation überlassen werden, die in die Lage kommt, eine solche Organisation durchzuführen.

Man wird nun aber verstehen, daß bei einer solchen Arbeitsteilung die Zahl der Reihen in einer Phalange eine sehr große sein wird. Fourier nimmt die Zahl von 400 Serien für eine gehörig organisierte Phalange an. Die Zahl der Gruppen aber wird die Zahl der Mitglieder einer solchen Wirtschaftsgemeinde weit übersteigen.

Ferner dürfte klar sein, daß bei einer solchen Arbeitsteilung es jedem Mitgliede der Phalange ein leichtes sein müßte, in sehr verschiedenen Klassen, Ordnungen, Arten und Spielarten nach seinen Neigungen und Trieben sich die nötige Kenntnis und Geschicklichkeit zu erwerben, in der einen mehr, in der anderen weniger. In der einen Gruppe oder Reihe wird er eine hervorragende Stelle, vielleicht die eines Führers einnehmen, in der anderen wird er gewöhnliches Mitglied sein.

Jetzt kommt aber noch hinzu, daß Fourier gemäß den Erfordernissen der Papillonne, der Triebkraft der Abwechslung, annimmt, daß die Beschäftigungen je weilen nur kurze Zeit dauern, damit sie nicht ermüden. Sie würde demnach etwa alle zwei Stunden wechseln. Dann gehen die Mitglieder wieder zu anderen Beschäftigungen und anderen Gruppen und Rei-

hen über, werden durch die andere Beschäftigung und durch die anderen Personen, mit denen sie da zusammenkommen, wieder frisch angeregt. Diese Verkettung, dieses Ineinandergreifen aller der Funktionen, Gruppen und Reihen, erzeugt aber eben die Solidarität und Harmonie in der Gemeinde, und sie ist der große Vorteil, den eine integrale, alle Wirtschaftszweige umfassende Assoziation vor einer Organisation in ständige Berufsassoziationen unter allen Umständen haben muß. Daraus dürfte aber auch verständlich werden, wieso Fourier zu dem Auffuchen der größtmöglichen Arbeitsteilung kam, und wie er den Schluß aufstellen konnte, daß eine kombinierte Phalanx mit 400 Serien mehr als das Doppelte mit ihren 1600 arbeitsfähigen Mitgliedern leisten müßte, als diese 1600 Mitglieder nur in 200 Reihen eingeteilt.

In der größeren Mannigfaltigkeit der Verkettung und des Ineinandergreifens können die verschiedenen Neigungen, Urtriebe und Triebkräfte freier walten und eine größere Kraft entfalten. Die Auswahl der Tätigkeiten und der Personen in den Gruppen ist eine größere und wechselvollere, und dadurch wird die Arbeit anziehend, ja in ihrem wechselvollen Reiz zum Vergnügen, zur Erholung.

Es wäre allerdings verlockend, hier eine jener farbenreichen Schilderungen Fouriers einzuflechten, zum Beispiel über das Zusammenwirken von Serien und Gruppen verschiedenster Art in und um einen Baumgarten ziemlich an der Grenze einer Phalanx, während eines Sommerabend, unter Mithilfe einer Abtheilung von der Nachbarphalanx, — aber es ist noch sonst genug Stoff zu bewältigen, und die Verlockungen utopistischer Detailmalerei müssen überwunden werden.

Auf zwei Klassen von Wirtschaftsfunktionen muß jedoch noch kurz eingetreten werden: auf den Haushalt und die Erziehung.

Im Privathaushalt begegnet man seit den ältesten Epochen der Entwicklung einer zweifachen Sklaverei, der des Weibes und derjenigen der Dienstboten. Auch die Zivilisation weist diese zweifache Sklaverei auf. Noch heute ist das Weib des Proletariats eine Hausklavin, die vom frühen Morgen bis spät in die Nacht und bei den Kindern meist noch in der Nacht, nur ein Dasein voll Mühe und Arbeit kennt, deshalb lange vor der Zeit verblüht und altert. In den Häusern der Wohlhabenden treten an die Stelle der Hausfrau die Dienstboten, deren Existenz in Beziehung auf Nahrungspflichten wohl weniger qualvoll, nichtsdestoweniger aber doch ebenso drückend ist, da hier das Familieninteresse in der Regel wegfällt.

Eine soziale Umgestaltung, welche diese zweifache Sklaverei nicht beseitigt, kann nicht als vollständig betrachtet werden, denn sie hat den schwärzesten Fleck der alten Wirtschaftsordnung unberührt gelassen. Gewiß ist es merkwürdig, daß so viele Sozialisten daran nicht denken, ja von einer sozialistischen Wirtschaftsordnung träumen, in der die Frau, wie heute, Hausklavin bleibt.

Fourier, der zeitlebens unverheiratet war, der zeitlebens, ja noch unmittelbar vor seinem Tode so wenig als nur irgend möglich Dienstleistungen anderer annahm oder gar beanspruchte — Fourier hat trotzdem mit seiner feinen Beobachtungsgabe einen tiefen Einblick in das Bedrückende dieser zweifachen Sklaverei getan und den Weg gezeigt, wie sie vollständig aufgehoben werden kann: Die Gemeinwirt-

schaft im Haushalt und ihre Versorgung durch Reihen und Gruppen.

Schon im ersten Teile dieser Abhandlung wurde darauf hingewiesen, daß die Küche zu einem Gegenstand der Gemeinwirtschaft werden müsse. Hier mag darauf aufmerksam gemacht werden, daß damit durchaus nicht gemeint sein kann, daß eine gewisse Anzahl von Personen Tag für Tag nur in der Küche angespannt sein soll; auch hier würde Arbeitsteilung herrschen, auch hier würden Reihen und Gruppen miteinander abwechseln und miteinander rivalisieren, mit den sparsamsten Mitteln das Zuträglichste und Wohl-schmeckendste herzustellen. Und es wird sicher nie an Personen und Gruppen fehlen, die schon darauf warten, in Funktion treten zu können, um auch einen Teil an der so wichtigen Tätigkeit der Nahrungszubereitung leisten zu können. Die einförmigen mechanischen Arbeiten werden selbstverständlich durch Maschinen besorgt.

Das gleiche gilt von der Versorgung der Wäsche, vom Reinigen der Behausung, der Mobilien, der Kleider, Schuhe usw. Und wenn je einmal die erwachsenen Mitglieder hier sich zurückhalten sollten, dann läßt Fourier jene große Zahl von Kindern aufmarschieren, die vor keinem Schmutz zurückschrecken, und die sich eine große Ehre daraus machen, einmal in die Funktionen Erwachsener einzutreten und dafür zu sorgen, daß das Ineinandergreifen der Funktionen, die harmonische Ordnung des Haushaltes nicht gestört werde.

Wer den Zweck will, muß aber auch das Mittel wollen, und wer einsieht, daß die zweifache Sklaverei im Einzelhaushalt nur durch den gemeinwirtschaftlichen Haushalt beseitigt werden kann, darf sich nicht durch

das so oft an die Wand gemalte Gespenst einer „kommunistischen Kaserne“ von der Einsicht abschrecken lassen, daß eine Phalanx naturgemäß einen großen Gemeindepalast haben muß. Fourier nannte denselben Phalanstère und von diesem Namen stammt die Bezeichnung Phalansterianer (Phalanstériens), welche die Anhänger der sozietären Schule sich beileigten.

Die Riesenhotels der großen Städte sind auch „kommunistische Kasernen“, und doch wohnen in ihnen die reichsten Leute, die selbst prachtvolle Schlösser haben, einen sehr großen Teil des Jahres. Sie befinden sich sogar behaglich dabei. Sonst könnten sie sich mit ihren Mitteln ja ganz gut anders einrichten.

Und sind etwa die aneinanderggebauten Häuser unserer Straßen etwas anderes als „kommunistische Kasernen“, und zwar in der schlechtesten Anwendung, da sie sich gegenseitig Luft und Licht absperrern und in Fällen von Gefahr dem Bedrohten Zwischenwände entgegenstellen, die ihn an der Flucht hindern?

Von dem Gemeindepalast ist übrigens auch im ersten Teil der Abhandlung die Rede gewesen, und hier soll durchaus in keine Detailbeschreibung eingetreten werden. Wer sich näher dafür interessiert, braucht nur nach Guise (auf dem Wege zwischen Paris und Brüssel) zu reisen, wo Herr Godin, Fabrikant gußeiserner Oefen, ein solches Gebäude erbaut hat, das er „Famillistère“ nennt, und worin er auch in Bezug auf den Haushalt ein bedeutendes Stück Gemeinwirtschaft eingerichtet hat.

Und nun zum Erziehungswesen in der Phalanx. Auch hier nimmt Fourier die vollste Gemeinwirtschaft, und zwar vom allerfrühesten Alter, an. Man erschrecke nicht und meine ja nicht etwa, Fourier

wolle den Säugling von der Brust seiner Mutter weg-
reißen. Durchaus nicht, denn er war viel zu zart-
fühlend, um hier auch nur von ferne an einen Zwang
zu denken, wo doch der Zwang in seiner ganzen Ge-
sellschaftsorganisation nicht existiert. Sinegen beob-
achtete er einesteils, daß für das Kind die beste Ge-
sellschaft andere Kinder sind, und andernteils, daß
eine Mutter, die ihre Mutterpflichten erfüllt, auch der
Ruhe bedarf. Diese Ruhe findet sie nur, wenn sie
nicht mit all den Mühseligkeiten der Pflege eines
Säuglings belastet ist, sondern sich zeitweise von ihrem
Kinde entfernen kann. Sicher, daß es sorgsam be-
wacht und gepflegt wird. Von einer Trennung des
Kindes von der Mutter ohne deren Willen ist gar
keine Rede. Vielmehr setzt Fourier voraus, daß die
Mehrzahl der Mütter, und zwar schon ehe sie es fak-
tisch geworden sind, zu den Reihen und Gruppen der
Kinderwärterinnen gehören werden, die selbstver-
ständig auch abwechseln.

Hier ist übrigens ein Punkt, wo die Erfahrung
spricht. Im Einzelhaushalt beschweren sich die Eltern
immer, daß die kleinen Kinder, selbst wenn sie gesund
sind, so viel schreien. In dem eben erwähnten Famili-
stere, wie auch in verschiedenen gut besorgten „Krip-
pen“ (Bewahrungsanstalten für Säuglinge), zeigte
sich aber, daß die kleinen Weltbürger — auch wenn
ihrer 40 bis 50 in einem Saale sind —, sobald sie in
ihren Bettlein einander sehen können, sich sehr ruhig
und manierlich verhalten. Sie haben eben eine ihnen
zusagende Unterhaltung.

Die Erziehung der Kinder in der Phalanx geschieht
also schon vom frühesten Säuglingsalter an. Sie
richtet sich zunächst auf die Entwicklung der
Sinne und der Glieder. Daß dabei der Pflege

des Körpers durch Reinlichkeit, zweckmäßige Ernährung usw. die größte Sorgfalt geschenkt wird, und daß von einer Kindersterblichkeit, wie in unserer vielgepriesenen Zivilisation, gar keine Rede sein kann, dafür sorgen schon die miteinander metteifernden Gruppen der Kinderwärtnerinnen.

Die zweite Stufe der Erziehung ist, den **Tätigkeitstrieb** im Kinde auf das Schöne und Nützliche zu lenken, und zwar erfüllen hierin die Hauptaufgabe die etwas älteren Kinder gegenüber ihren jüngeren Kameraden. Fourier hatte sehr richtig beobachtet, daß die etwas älteren Kinder auf ihre jüngeren Genossen viel mehr Einfluß ausüben, als es Erwachsene imstande sind. Schon im frühesten Alter äußern sich die Triebe zur Freundschaft und zur Nachahmung (letzterer ist die Quelle des Auszeichnungstriebes). Dabei gelten den Kindern die vorangeschrittenen Freunde als viel größere Autoritäten, als die Erwachsenen, weil sie jene besser verstehen und besser von ihnen verstanden werden.

Auf dieser Erfahrung beruht auch das auf Gegenseitigkeit fußende Bell-Lancastersche Volksschulsystem, welches bekanntlich Owen, der ein Freund Lancasters war, in seiner Fabrikkolonie New-Lanark einführte.

So geht die Erziehung, natürlich immer sorgsam überwacht durch die Erziehergruppen, in denen das weibliche Geschlecht überwiegend vertreten ist, immer weiter auf dem Wege der Anschauung und Betätigung und leitet allmählich in das Gebiet der **Produktion** ein.

Was! wird man da schreien, wo bleibt denn die Schule? Der biedere Deutsche kann sich nämlich eine Erziehung unmöglich anders vorstellen, als daß das Kind mit sechs oder sieben Jahren die Schulbank

bezieht und nun diverse Jahre darauf herumtut, während eine Partie Magister ihm die Elemente und Realien des Wissens und Kennens einpaukt und sorgsam Obacht gibt, daß das Kind recht ruhig sitzt. Daß hinterdrein der größte Teil des mühsam Eingepaukten wieder vergessen wird, ist man freilich gewohnt, spricht aber nicht gegen die „treffliche“ Schule.

Jeder, der die Entwicklung der pädagogischen Methodik aufmerksam verfolgt, weiß, daß die tüchtigsten Fachmänner im Erziehungswesen beständig im Suchen nach der besten Methode sind. Keine der bisherigen Methoden hat die Resultate ergeben, die man von der Schule erwartete. Man ist deshalb vielfach zu der Einsicht gekommen, daß die Schule ihre Anforderungen an die Kinder ermäßigen solle. Weniger Ueberladung mit Stoff, weniger Aufgaben für zu Hause — man sieht eben, daß die Kinder den Anforderungen der Schule nur mechanisch nachkommen und nach kurzer Zeit wieder vergessen, was ihnen mühsam beigebracht wurde.

Diese Erscheinung hat verschiedene Ursachen. Erstens ist es den meisten Kindern zuwider, täglich fünf, sechs und mehr Stunden ruhig auf einem Platze zu sitzen. Zweitens sollen sie lernen, ohne ein Bedürfnis danach zu haben. Drittens ist es ihnen meistens gar nicht klar, warum sie dieses und jenes, ihnen überflüssig Scheinende lernen sollen. Viertens sind die Auffassungen und Temperamente der Kinder so verschieden, daß der notwendigerweise schablonenmäßige Unterricht nach Altersklassen in der Regel nur die wenigsten Kinder zur Aufmerksamkeit und zum Fleiß anregt. Fünftens eignet sich der Lehrer nicht für alle ihm übergebenen Fächer gleichmäßig; er versteht vielleicht für eines oder das andere das Interesse der Kinder zu gewinnen, aber nicht für alle.

So ist die Schule in ihrer heutigen Gestalt vielfach eine Qual sowohl für die Kinder, wie für die Lehrer — sie ist eine Anstalt, die zumeist nur durch den Zwang aufrecht erhalten wird.

Anders in der Phalang, wo man die Kinder nur lernen läßt, wenn das Bedürfnis danach in ihnen vorhanden ist, und auch nur das, was sie lernen wollen. Man geht den Weg von der Praxis zur Theorie, den Weg, den die naturgemäße Entwicklung vorschreibt. Man läßt das Kind selbst den Unterricht suchen und verlangen, ehe man ihn erteilt; man läßt das Kind ruhig wieder zu anderen Beschäftigungen übergehen, wenn sein Interesse am Unterricht erlahmt.

Vielleicht wird man behaupten wollen, dadurch würde eine allgemeine Bildung bis auf eine gewisse Stufe des Wissens unmöglich. Abgesehen davon, daß bei der heutigen Schulbildung ja auch die Kinder diejenigen Fächer, für welche sie gar kein Interesse haben, nicht ordentlich erlernen, ist das doch gewiß dann am wenigsten zu befürchten, wenn an Stelle des Zwanges der Wettstreit und das Bestreben der Kinder, in eine höhere Rangordnung zu gelangen, in Wirksamkeit gesetzt wird.

Wie viele Kindertränen fließen heute z. B. beim Lesenlernen? Wie manchmal gerät der Lehrer schier in Verzweiflung, bis er einer Klasse die Geheimnisse des A b c beigebracht hat? Wie soll das in der Phalang gehen? Fourier führt ein Beispiel an. Der kleine sechsjährige Hermann gehört einer Gruppe an, welche den Hühnerhof besorgt. Eines Tages bringt der etwa siebenjährige Karl aus der Bibliothek der Phalang in seine Gruppe ein großes Buch, welches in schönen Bildern die Hühner darstellt, die in der Phalang gehalten werden, sowie noch andere Hühnerarten, welche

die kleine Gruppe noch nicht kennt. Unter den schönen Bildern, über die das kleine Gruppenvolk ganz entzückt ist, befinden sich kurze Erklärungen. Karl, der lesen kann, liest einige dieser Erklärungen. Die kleineren Genossen wollen natürlich noch mehr wissen, denn ein jedes weitere Bild dünkt ihnen fast noch schöner, als die vorherigen. Aber Karl, der sich als Obmann dieser kleinen Gruppe fühlt, erklärt den kleineren Kameraden, er habe keine Zeit, sich noch weiter mit diesen Erklärungen zu befassen, jeder ordentliche Junge müsse das selbst lesen können.

Ähnlich so geht es dem kleinen Hermann und anderen wieder in anderen Gruppen, z. B. bei der Erdbeerenzucht usw. Man kann sich nun vorstellen, daß Hermann und seine kleinen Freunde sich das gesagt sein lassen, daß sie so geschwind wie möglich sich bemühen werden, sich von älteren Freunden lesen lehren zu lassen, damit sie auch in die Kinderbibliothek zugelassen werden, wo es so viele Bücher mit so schönen Bildern gibt, und damit sie auch als „ordentliche Jungen“ angesehen werden. Glaubt man nicht, daß diese Kleinen, die derart doppelt angeeifert sind, dreimal so viel Fortschritte im Lesen machen werden, als die Kinder, die heute auf die Schulbank gesetzt werden und lesen lernen sollen, ohne daß sie eigentlich wissen, warum das sein muß?

So stets fortschreitend in den Beschäftigungen, zu denen sie herangezogen werden, und zu denen sie auch die für Kinder passenden Arbeitsinstrumente vorfinden, werden sie — stets durch die Vorangeschritteren angeregt — beständig das Bedürfnis haben, ihre Kenntnisse zu erweitern. Es versteht sich von selbst, daß diese Erziehung nicht dem Zufall überlassen bleibt, sondern daß die Leiter der Erziehung dafür

sorgen, daß diese Anregungen der Kleineren durch die Größeren — ohne daß erstere es merken — vor sich gehen, und so der Anschauungsunterricht in höchster Potenz, wenn auch mehr individuell, so doch planmäßig und systematisch betrieben wird. Unter solchen Umständen wird das Lernen und das Lehren eine Freude sein, viel weniger Mühe und Zeit beanspruchen, und das Erlernte wird dem Gedächtnis viel fester eingeprägt, sowie viel besser verdaut und ausgebaut werden, als heute, wo sich daran nur die Erinnerung an Zwang und Unannehmlichkeit knüpft.

Der heutige Schulunterricht befindet sich durchaus im Widerspruch mit der Natur des Kindes, er unterdrückt einen Teil seines Tätigkeitstriebes, indem er es zwingt, Tag für Tag fünf, sechs oder mehr Stunden still zu sitzen und theoretische Erörterungen entgegenzunehmen, nach denen es kein Verlangen hat. Dadurch fälscht der heutige Unterricht das ganze Wesen des Kindes, lähmt seine Arbeitslust und führt es zu jenen vielen Unarten, die eine beständige Plage für Eltern und Lehrer sind. Die guten Triebe, die sich nicht ausleben können, schlagen in Unarten um, ein Kind nimmt sie vom andern an, und alles Moralpredigen der Eltern und Lehrer nützt fast gar nichts, körperliche Züchtigungen ebensowenig. Die Kinder werden nur zu Heuchlern, die bemüht sind, die Unarten heimlich zu üben und vor Eltern und Lehrern artig zu scheinen.

Fourier schüttete über dieses Moralpredigen das ganze Füllhorn seiner Satire aus und stellte ihm das Beobachten und Gewährenlassen der Natur des Kindes gegenüber, die es zu andern Kindern treibt, um mit ihnen sich zu betätigen und aus seinen Spielen und Beschäftigungen zu lernen. Die Privatwirtschaft kann

dieser Natur des Kindes nicht gerecht werden, dies kann nur die Gemeinwirtschaft, die den Kindern die Mittel darbietet, ihren Vereinigungs- und Tätigkeitstrieb in nützlicher und belehrender Weise zu entfalten. Der heutige Zwang und der Mangel an Mitteln ersticken unzählige Fähigkeiten und Anlagen und haben körperliche und seelische Krankheit und Verküppelung der Kinder zur Folge. Die Gemeinwirtschaft, die Phalanx, wird in den Kindern das allerwichtigste Gesellschaftskapital erblicken. Sie wird es durch zweckmäßige Einrichtung alles dessen, was den Tätigkeitstrieb zu nützlicher Anwendung leiten kann, dazu bringen, daß die Kinder mit fünf Jahren der Gesellschaft schon das Äquivalent für ihren Unterhalt leisten.

Es wäre natürlich über dieses Kapitel der Erziehung, eine der stärksten Seiten Fouriers, noch unendlich viel zu sagen, aber es mag an dem Besagten genug sein. Wüßten die Erzieher und Pädagogen, welche große Fundgrube für sie Fourier und die soziale Schule ist, sie würden sie nicht, wie bis jetzt, vernachlässigen. Sie würden darin studieren und bald zu begeisterten Anhängern der Gemeinwirtschaft werden.

* * *

So umfaßt denn die Phalanx, die von Fourier dargestellte und hier nur in einigen Hauptzügen markierte Wirtschaftsgemeinde, alle Zweige menschlicher erzeugender und verteilender Tätigkeit in der mannigfaltigsten Gruppierung und doch innigsten Solidarität. Sie bietet die Darstellung einer Organisation der Arbeit ohne Zwang. Bei der Wichtigkeit, mit der man heute politische Formenfragen behandelt, läßt sich erwarten, daß hier die Frage: Wie steht es mit der

Verwaltung der Phalang? gestellt wird und kurz beantwortet werden muß.

Fourier läßt in der Phalang die reine Demokratie walten, das heißt also nicht bloß das allgemeine Stimmrecht für die Wahl der verschiedenen Funktionäre, sondern die direkte Entscheidung über alle Fragen. Bei der kombinierten Organisation in Gruppen und Reihen fallen natürlich fast alle Entscheidungen in den Schoß der Gruppen und Reihen, weil diese Entscheidungen eben fast nur Fachfragen betreffen werden. Das, was man heute Regierung, Verwaltung nennt, ist in der Phalang verteilt in eine ganze Reihe von Kollektivfunktionen, welche durch die schon erwähnten großen Klassenreihen repräsentiert werden, die gewissermaßen die verschiedenen Departements der heutigen Regierungen und Gemeindeverwaltungen vorstellen. Da fast ein jedes erwachsene Mitglied der Phalang bei der großen Arbeitsteilung mehreren Klassenreihen, ja gar manche allen Klassenreihen angehören werden, so ist hier kein störendes Uebergewicht einzelner Reihen zu befürchten, vielmehr anzunehmen, daß immer die richtige Nebenordnung zwischen ihnen walte.

Unter den verschiedenen Phalangen läßt Fourier selbstverständlich die innigste Verbindung und dieselbe mannigfaltige Gliederung herrschen, wie unter den Gruppen und Reihen einer Phalang; er nimmt einen stetigen Verkehr der gleichartigen Reihen und Gruppen aus den verschiedenen Phalangen an, natürlich zuallermeist der Klassenreihe des Austausches, zu deren Funktionen auch die Statistik der Produkte gehört. Selbstverständlich nimmt Fourier an, daß zu gewissen Industrien, z. B. solchen, die Wasserwerke benützen, oder sich um Bergwerke gruppieren, die

große Wälder, große Alpweideplätze ausbeuten usw., Gruppen und Reihen von Phalangen sich näher verbünden, ja sogar städteartige, aber immer mit Landwirtschaft verbundene Phalanggruppen bilden können. Auch die Zentren des Handels und der Wissenschaft werden städteartige Phalangen bleiben, jedoch immerhin möglichst in Verbindung wenigstens mit Gartenkultur; die krankhafte Anhäufung der Bevölkerung in ungesunden Städten soll freilich wegfallen. In seiner Vorstellung über die Gliederung und Gruppierung der Phalangen ist Fourier durchaus weltbürgerlich, kennt nur gewisse Abstufungen von Regionen und kümmert sich nicht im mindesten um bestehende Staaten und Nationen.

Man wird hier vielleicht die Bemerkung machen, daß die Anschauungen der „Anarchisten“ manche Anknüpfungspunkte mit den Vorstellungen Fouriers haben. Dies ist jedoch nur so weit der Fall, als es sich auf die größtmögliche Bewegungs- und Gruppierungsfreiheit bezieht, sowie auf einen möglichst weitgehenden Föderalismus. Wer aber dieser Darstellung aufmerksam gefolgt ist, wird finden, daß Fourier mit Verirrungen, die in den Redensarten von der „absoluten Autonomie der Individuen und Gruppen“ zu finden sind, nichts zu tun hat. Zudem haben die „Anarchisten“ bei ihren Ausführungen immer nur professionelle Affoziationen, Gruppen der Schuhmacher, der Schneider usw., also von Berufsleuten im heutigen Sinne im Auge, während bei den Vorstellungen Fouriers diese beruflichen Gegensätze durchaus aufgehoben werden.

Dem Ausspruch, daß Fourier in der Phalang die reine Demokratie walten läßt, kann man vielleicht entgegenhalten, daß Fourier ja eine Masse von Regent-

schaften mit allerlei monarchischen Titeln aufgestellt habe. Das ist nun freilich richtig, aber die Träger dieser Titel haben in der ganzen demokratischen Organisation auch nicht die geringste Machtbefugnis und stellen nur ein Dekorament vor, das Fourier nicht entbehren zu können glaubte, das aber in der ganzen Organisation so unwesentlich ist, daß sie durch sein Dasein so wenig geändert wird, wie durch sein Wegbleiben. An diesem kuriosen Zug Fouriers, jeder Gliederung und Funktion seltsame Titel anzuhängen, darf sich eine unbefangene Beurteilung seiner Ideen nicht stoßen; die utopistische Hülle ist Nebensache, der sozialistische Kern die Hauptsache.

Ein Punkt freilich ist jetzt zu besprechen, der von sozialistischer Seite ganz besonders kritisiert worden ist, nämlich die Verteilung des Arbeitsertrages in der Phalanx. Diese will Fourier vornehmen nach dem Kapital, der Arbeit und dem Talent. Und zwar teilt Fourier ganz unmaßgeblich, nur als Beispiel, vom Arbeitsertrag vier Zwölftel dem Kapital, fünf Zwölftel der Arbeit und drei Zwölftel dem Talent zu.

Wenn nun die moderne Sozialökonomie auch die Leistungen des Talents als qualifizierte Arbeit oder potenzierte Arbeit gelten läßt, so kann sie nicht zugeben, daß das Kapital an sich Mehrwert schafft und deshalb zum Bezug eines besonderen Anteils prinzipiell berechtigt sei. Die prinzipielle Kritik und Verwerfung des Kapitalanteils ist daher in der Sozialökonomie die logische Konsequenz des von ihr für die künftige Gesellschaft geforderten Gemeineigentums an allen Arbeitsmitteln. Will man aber gegen Fourier gerecht sein, so darf man bei dieser Kritik auch nicht die Motive vergessen, die ihn zu dieser Aufstellung

führten; man darf ferner nicht unbeachtet lassen, welche Stellung nach Fourier das Kapital in der Phalange einnimmt, und welche Wirkungen diese Verteilung im Sinne Fouriers haben muß.

Bezüglich der Motive ist zunächst zu bemerken, daß Fourier — und hierin und darum war er wie Owen Utopist — glaubte, es lasse sich die Phalange sofort einführen; es sei nur nötig, eine Musterphalange herzustellen, und dann werde ihr Walten sofort als zündendes Beispiel, als mächtiger Impuls wirken und in kurzer Zeit es dahin bringen, daß die Phalangen sich über den ganzen Erdball ausbreiten. Daher stammt auch der Name Phalange, als einer festgeschlossenen neuen Macht, die alles bisherige besiegen und gleich der mazedonischen Phalange Alexanders des Großen über den Haufen werfen würde. Später, als seine Theorie zum Teil unbeachtet blieb, zum Teil hart angegriffen wurde, kam noch ein anderer Grund hinzu, aus dem Fourier lebhaft die Errichtung einer Musterphalange wünschen mußte: Sie sollte, wie das Experiment in der Chemie, als Probe für die Richtigkeit seiner Theorie dienen. Nur das Experiment konnte entscheiden, ob seine Theorie richtig sei oder nicht — das Experiment war also das dringendste.

Aber ein solches Experiment kostet Geld, und zwar viel Geld. Das Geld konnten nur die Kapitalisten beschaffen. Fourier war nun freilich keineswegs gut auf die Kapitalisten zu sprechen, und hielt es sogar für eine providentielle Einrichtung in der „Zivilisation“, daß sieben Achtel der Reichen unwürdig und schlechten Charakters seien, damit die Armen und Bedrückten den Zustand der Zivilisation nicht erträglich finden möchten. Aber eben weil Fourier die Kapitalisten kannte, sagte er sich, daß man, um Kapital

für eine Phalanx zu bekommen, ihnen einen großen „Profit“ in Aussicht stellen muß. Der Gedanke an eine gewaltsame Expropriation lag eben Fourier durchaus fern, und hauptsächlich hatte er hier die Uebergangsperiode, die Periode des Experiments, gewissermaßen die Periode der isolierten Phalanx im Auge.

Nun ist aber auch bei den heutigen Sozialisten der Gedanke keineswegs ausgeschlossen, daß bei einer möglichen friedlichen Umgestaltung die vorherigen Besitzer der Arbeitsmittel bei der Expropriation entschädigt werden, geschehe das nun in Form eines Pauschalbetrages oder einer Rente. Wilhelm Liebknecht ließ z. B. in seiner „Grund- und Bodenfrage“ diesen Uebergang zu, und es ist auch keine Veranlassung, die Möglichkeit einer Entschädigung durchaus zu verneinen, so lange noch nicht nachgewiesen ist, daß eine friedliche Umgestaltung absolut unmöglich sei.

Wenn nun auch die heutigen Sozialisten keinen starken Glauben an die Wahrscheinlichkeit einer friedlichen Umgestaltung besitzen, so dürfen sie doch nicht unbillig urteilen über die Hoffnungen Fouriers, die so ehrlich und unverwüstlich waren, daß er über zehn Jahre lang in seinem bescheidenen Zimmer, Rue Richelieu 43, fünf Stiegen hoch, alle Mittage von 12 Uhr ab auf den Mann wartete, der seiner Einladung folgen und ihm eine Million für die erste Kinderphalanx bringen würde. Die Täuschung der Hoffnungen, welche die beiden großen und edlen Sozialreformer Fourier und Owen in die Einsicht und Gutwilligkeit der herrschenden Klassen setzten, wird vor dem Richterstuhl der Geschichte einst schwer ins Gewicht fallen, wenn der Uebergang zu einer andern Gesellschaftsform sich unter blutigen Kämpfen voll-

ziehen sollte. Die Geschichte wird dann der Wahrheit die Ehre geben und konstatieren müssen: Sie wurden sehr lange vorher und sehr eindringlich belehrt und gewarnt!

Weitergehend muß nun beobachtet werden, welche Stellung das Kapital nach Fourier in der Phalanx einnimmt: Es ist kein Kapital im heutigen ökonomischen Sinne mehr, es kann nicht mehr benützt werden, um Arbeit zu kaufen und dadurch Mehrwert einzuheimfen. In sehr klarer Weise hat das tüchtigere Sozialökonom, François Vidal, der aus der sozialistischen Schule hervorgegangen, in seinem 1846 erschienenen Buche: „De la répartition des richesses ou de la justice distributive en économie sociale“ (Von der Verteilung der Güter oder der verteilenden Gerechtigkeit in sozialer Wirtschaft) ausgeführt. Er weist darauf hin, daß alles, was man Kapital nennt, die Arbeitsmittel (instruments de travail), der Grund und Boden, die Häuser, die industriellen und landwirtschaftlichen Maschinen und Werkzeuge, die Vorräte zur Produktion und zum Unterhalt der Produzenten, in den Händen der Phalanx ist und von ihr verwaltet wird. Was die seitherigen Kapitalisten der Phalanx übergeben haben, wird ihnen zum Schätzwerte gutgeschrieben, sie erhalten dafür ihre Anteilscheine und ihre Dividenden, — aber sie können diese Dividenden nicht kapitalisieren, nicht in Kapital umwandeln, sie können nicht mehr die Arbeit zu ihrem Dienst oder Vorteil kommandieren. Jede Reihe und Gruppe arbeitet nur für die ganze Phalanx, nicht aber für die Individuen. Der Reiche könnte daher mit seinem Anteil nichts anderes machen, als ihn verbrauchen oder verschenken.

Da nun in der Phalang ein jedes Mitglied in seiner menschenwürdigen Existenz gesichert ist und kein Vermögen mehr braucht, um sich vor dem Elend zu schützen, so werden, nimmt Fourier an, die Reichen, um sich in ihren Reihen und Gruppen Freunde und Ansehen zu erwerben, ihren Besitz zur Verbesserung und Verschönerung der Arbeitsgeräte, Arbeitsplätze usw. verschenken. Die einzige Akkumulation, die dann noch möglich sein kann, ist nicht die Anhäufung unnützer Vorräte, man braucht ja nur genug für alle zu erzeugen, sondern die Akkumulation der Arbeit, in der Verbesserung des Bodens, in der Verschönerung der gemeinsamen Behausung und Umgebung, in der Vervollkommnung der Werkzeuge und Maschinen und in Berrichtungen, welche Nützlichcs und Angenehmes zum Vorteil aller schaffen.

Jetzt darf aber auch nicht außer acht gelassen werden, wie sich Fourier die Verteilung des Kapitalanteils im speziellen vorstellt. Hier macht er drei Klassen von Anteilscheinen oder sogenannten Aktien, nämlich Arbeiteranteilscheine (actions ouvrières), (von denen niemand mehr als drei Stück à 1000 Fr. bekommt), Grundanteilscheine (actions foncières) und Bankanteilscheine (actions banquières). Von diesen sollen beispielsweise die Anteilscheine der ersten Klasse $\frac{1}{6}$, die der zweiten $\frac{2}{6}$ und die der dritten $\frac{3}{6}$ des Gesamtkapitals bilden. Wenn nun, nimmt Fourier an, der Reingewinn der Phalang 36% betrage, so würde der Kapitalanteil beim Ansaß von $\frac{4}{12}$ oder einem Drittel 12% betragen. Wie will er nun diesen Anteil repartieren? Auf die Arbeiteranteilscheine 30, 24 und 18%, auf die Grundanteilscheine 14, 12 und 10% und auf die Bankieranteilscheine 9, 8 und 7% Dividende. 30% werden für den ersten Arbeiteranteilschein be-

zahlt, 24 % für den zweiten, 18 % für den dritten; erwirbt der Arbeiter einen weiteren Anteilschein, so ist dieser einer zweiten Klasse ersten Grades mit 14 %, und so verringert sich der Zins, je nachdem das Individuum mehr Anteilscheine besitzt. Hieraus erfieht man nun wohl deutlich, daß Fourier ganz direkt darauf ausging, die Dividenden derart anzusetzen, daß nach einer gewissen Zeit der Besitz aller sich vollständig die Wage hält. Uebrigens ist da auch beizufügen, und Vidal nennt das nur „eine einfache Frage der Zeit“, daß bei der herrschenden Demokratie in der Phalanx der Kapitalanteil auch ganz beseitigt werden kann. Das zu tun, liegt ganz im Belieben der Phalanxgenossen.

Fourier selbst hält übrigens den Verteilungsmodus für unwesentlich; in den „Quatre mouvements“ ist nur ganz beiläufig davon die Rede und erst viel später läßt er sich einigermaßen darauf ein. Zudem ist es doch gewiß nicht von ungefähr, daß Fourier, der sonst alles, was er vornimmt, so genau bearbeitete, nirgends eine prinzipielle Abhandlung über das Eigentum gegeben hat; er nahm es eben einfach als eine historisch gegebene soziale Tatsache an, mit der man zu rechnen hat, der aber jeder Stachel ausgezogen ist, sobald durch die Gemeinwirtschaft dem Eigentum der kapitalistische Charakter geraubt ist. Und in der Phalanx kann es für den Einzelnen nur noch Verbrauchseigentum geben, deshalb ist den Auseinandersetzungen der Sozialisten über diesen Punkt kein außerordentlicher Wert beizusetzen. „Nach uns“, sagt Vidal, „hat die Formel, welcher dieser große Mann der Verteilung des Arbeitsertrages gab, nur einen transitorischen Wert, sie ist nur auf die ersten Phalangen, die sich im Schoße unserer Zivilisation bilden, anwendbar. Für

diese allein wird man im Prinzip mehr oder weniger dem Kapital, der Arbeit und dem Talent Rechnung tragen müssen. Die Modifikationen, welche später als gerecht bei der Verteilung angenommen werden könnten, sind Sache der Zukunft. Unsere Nachkommen werden ihre Beziehungen auf ihre Art regeln, nach den Vorstellungen, welche sie sich über die Ordnung, Gerechtigkeit und Brüderlichkeit machen.“

Abschließend mag über diesen Punkt noch konstatiert werden, daß die kommunistische Formel der Arbeit und Verteilung: Jeder nach seinen Kräften und Fähigkeiten — Jedem nach seinen Bedürfnissen, eigentlich in gar keiner anderen Organisation so durchführbar ist, als in der von Fourier gefuchten und dargestellten, wo die Arbeit anziehend ist und infolge ihres Reizes geleistet wird, ohne Rücksicht auf die Entlohnung.

* * *

Ein wie großes Gebiet bleibt noch zu berühren übrig, um auch nur dürftig die Vorstellungen Fourriers den Lesern deutscher Zunge, die jene ganze Literatur der sozietairen Schule fast gar nicht kennen und bisher nur durch eine übelwollende und verständnisman- gelnde Kritik gegen Fourier und seine Nachfolger vor- eingenommen wurden, darzustellen. Raum angedeu- tet wurde in dieser Abhandlung die kosmopolitische Organisation der Phalangen, die Bildung von Arbei- terarmeen zur Ausführung großer Kultur- und Kolo- nisationswerke. Ebenso kann auch nur andeutungs- weise hingewiesen werden auf die Ziele und Resultate einer planmäßigen, gemeinwirtschaftlichen Bebauung des Globus. Diese soll zu den großartigsten Resulta- ten in Beziehung auf die Ausgleichung der atmosphä-

rischen und klimatischen Verhältnisse, zu einer Besserung des durch die Raub- und Einzelwirtschaft krank gewordenen Erdballs führen, dadurch ganz neue Hilfsquellen und -kräfte, ja quasi eine neue Schöpfung gebären und das Gleichgewicht der Bevölkerung herstellen. Alles dies ist den meisten Lesern nur durch gewisse, von der Kritik herausgezogene, paradox erscheinende Sätze bekannt, und doch gründet sich das alles bei Fourier auf eine im Grunde genommen durchaus materialistische Gesellschafts- und Naturauffassung, die zum Teil der jetzt herrschenden Entwicklungstheorie in der Naturwissenschaft entspricht, zum Teil allerdings auch in Gegensatz zu ihr tritt. Wie wenig beachtet ist die Polemik Fouriers und der sozietären Schule gegen Malthus und die Malthusianer!

Es mag ferner nur nennungsweise hingewiesen werden auf die frappierenden Untersuchungen Fouriers über Kosmogonie, Magnetismus, Somnambulismus und Unsterblichkeit, die bei ihm einen durchaus sozialen Hintergrund und mit spiritistischen Ausschweifungen und Schwindeleien nichts zu tun haben, und endlich auf die Untersuchungen über univervelle Analogie.

Man wird es als merkwürdig betrachten müssen, daß gerade der Schüler Fouriers, der dieses letzte quasi extravaganteste Gebiet seiner Ideen weiter kultivierte, von großem Einfluß auf die deutsche Sozialdemokratie, resp. deren Rodbertus = Lassallesche Form gewesen ist. Es ist A. T o u s s e n e l, von seinem Widerpart Proudhon der geistvollste der Sozialisten genannt, dessen 1845 in erster Auflage in der sozietären Buchhandlung (Verlag der Schule) erschienenenes Buch: „Les juifs, rois de l'époque. Histoire de la féodalité financière“ (die Juden, Könige der

Epoche, Geschichte der Finanzfeudalität), vollständig die Ausführung jenes Staatssozialismus enthält, der später von Robbertus, Lassalle und anderen in die Agitation gebracht wurde. Franz Ziegler, der verstorbene demokratische preußische Abgeordnete, wies in einer Rede vor dem Handwerkerverein zu Breslau am 19. April 1866 direkt darauf hin, nannte ausdrücklich Toussenels Buch, und konstatierte, daß Lassalles „ganze Theorie darin bereits niedergelegt“ sei. Freilich entnahm Lassalle diesem Buch, mehr Louis Blanc nachfolgend, als Agitationspunkt den verhältnismäßig ungeschicktesten Teil: die Produktivgenossenschaften mit Staatskredit.

Das Buch Toussenels enthält in klarer und scharfer Schreibweise die Forderung der staatsmonopolistischen Uebergangsstufe, die Fourier „Garantismus“ nannte. Worin Staat und Gemeinde die Funktionen des Austausches und Verkehrs (Kredit inbegriffen), sowie der Großproduktion der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse übernehmen, jene Uebergangsstufe, die Fourier nicht näher öffentlich beschreiben wollte, weil er glaubte, man könne sie überspringen. Toussenel aber, der zu den Manuskripten Fouriers Zugang hatte, stellte sie in markigen Zügen dar.

So erfieht man also, welche Seite der Vorstellungen Fouriers man auch betrachtet, daß sie trotz der quasi konservativen Hülle, in der sie auftreten, dem modernen Sozialismus und seinen Postulaten viel näher stehen, als seine Träger selbst glauben. Die Uebergangsperiode des Garantismus, wie sie Fourier skizzierte, und wie sie seine Schüler nach seinen Ideen weiter ausführten, entspricht im großen Ganzen den nächstliegenden Forderungen der Sozialisten: In ökonomischer Beziehung die Staats- und Gemeindevirt-

schaft an Stelle der kapitalistischen Privatwirtschaft. In politischer Beziehung das allgemeine Stimmrecht und die direkte Gesetzgebung durch das Volk. In ethischer Beziehung die Befreiung des Weibes von der untersten Stufe der Lohn- und Hausflawerei.

Die Forderungen dieses Garantismus liegen sozusagen in der Luft. Die industrielle, agrarische und kommerzielle Anarchie hat einen Höhepunkt erreicht und sich in ihren Schädlingen der Gesellschaft so bloßgelegt, daß fast ein jeder denkende Mensch, welcher Parteirichtung er auch angehört, ihre Unhaltbarkeit einsehend. Nur sind der Doktrinen und der Heilmittel gar mancherlei seltsame: fiskalische Schutz-, richtiger Raubzölle, fiskalische Monopole (wohl zu unterscheiden von den Monopolen im allgemeinen wirtschaftlichen Interesse des Verkehrs, des Austausches und der Produktion), neue Innungen, verbunden mit Einschränkungen der Gewerbefreiheit, Vorschuß- und Kreditvereine, Rohstoffassoziationen, Konsumvereine, Magazin- und Produktionsgenossenschaften — kurz, es ist ein allgemeines Suchen und Probieren nach einer besseren Gestaltung der Wirtschaftsordnung.

Um wie viel näher, als diese ganze Utopisterei der heutigen Zeit, steht dem modernen Sozialismus Fourier. Man hat ihn einen Kleinbürger genannt, und doch stützt sich seine ganze Organisationsvorstellung auf den entwickeltsten Großbetrieb, und zwar in jedem Teile der Wirtschaft. Sie beseitigt jede Zerstückelung, jede Zwerghirtschaft, indem sie das Prinzip der größten Arbeitsteilung in jeden Zweig wirtschaftlicher Tätigkeit, selbst in den Haushalt einführt. Man hat Fourier einen Reaktionär genannt, weil er die fruchtlosen Revolutionen und die großmäuligen „radikalen“ Politiker geißelte, und doch bietet er in seiner Gesell-

schaftseinrichtung ein Bild der Demokratie, das weit über alle Ideale der „Anarchisten“ hinausgeht. Man nennt ihn einen Gemütsmucker und Religionsstifter, und er führt alle moralischen Verirrungen nur auf die schlechten privatwirtschaftlichen Einrichtungen zurück. In er stellt eine wirtschaftliche Einrichtung diesen gegenüber, in welcher das Eigeninteresse die Tugend erfordert und das Laster ausschließt. Man „verwahrt“ sich dagegen (Most, „die Lösung der sozialen Frage“), „in dummdreister Weise mit dem Gefasel jenes Phalansterialphantaften irgendwie in Verbindung gebracht“ zu werden, und doch wandelt man die Wege, welche 70 Jahre vorher derselbe Mann als ungenügend bezeichnet hat, und gerät schließlich selbst in die ärgste Konfusion, aus der die „blutige Revolution“ helfen soll.

Fürwahr, einer Bewegung von der großen Bedeutung, wie die heutige sozialistische, die in die allgemeine Ratlosigkeit Klarheit tragen soll, ziemt das bloße Absprechen nicht. Am allerwenigsten gegenüber ihren eigenen Vorläufern, von denen sie so vieles lernen kann, was im Drange der Agitation übersehen wurde und was man eines Tages sehr nötig brauchen kann, will man den vielen revolutionären Illusionen und Täuschungen nicht noch eine viel verhängnisvollere beifügen.

Es handelt sich für den Schreiber dieser Abhandlung beileibe nicht darum, ein Idol aus der Antikvitätenkammer herauszuholen und zur Verehrung aufzupflanzen. Es handelt sich vielmehr darum, auf die herrlichen genialen Gedanken aufmerksam zu machen, die da zum Teil unter dem Staub der Vergessenheit verborgen liegen, teils von einer leichtfertigen Kritik entstellt oder verzerrt wiedergegeben worden sind.

Diesen traditionell gewordenen Verzerrungen ist neuerdings Fr. Engels in seiner trefflichen **Streitschrift** gegen Herrn Eugen Dühring scharf entgegengetreten, wie ja auch Engels und Marx schon im kommunistischen Manifest den großen Utopisten nicht nur historische Gerechtigkeit widerfahren ließen, sondern einzelne ihrer Aufstellungen, wie die Beseitigung des Unterschiedes von Stadt und Land, die Vereinnahmung der Erziehung mit der Produktion, in ihr Programm aufnahmen und die Utopisten als „in vieler Beziehung revolutionär“ anerkannten. Daß diese „auf der Seite des Proletariats keine geschichtliche Selbsttätigkeit, keine ihm eigentümliche politische Bewegung erblickten“, wie das kommunistische Manifest richtig bemerkt, darf man ihnen billigerweise nicht zum Vorwurf machen, gehört doch heute manchenorts und gegenüber vielen traurigen Erscheinungen in der Bewegung eine sehr feste theoretische Ueberzeugung dazu, die Annahme einer geschichtlichen Selbsttätigkeit des Proletariats festzuhalten. So z. B. wenn man sieht, daß die große Masse des Fabrikproletariats durch lange Bedrückung so widerstandsunfähig geworden ist, daß sie sich als Sturmbock gegen den gesetzlichen Normalarbeitstag mißbrauchen läßt, wie in der Schweiz, oder als Schleppenträger der „Liberalen“, wie in England.

Uebrigens wies Fourier auf kommende soziale Proletarierrevolutionen im Gefolge der anarchischen Wirtschaftsordnung hin und sagte dieselben voraus, ohne ihnen freilich einen befreienden Wert beizumessen, sie vielmehr bloß als blutige Empörungen bezeichnend.

Nach dieser Zwischenbemerkung soll zum Schluß noch auf einen Punkt eingegangen werden, den man nicht übersehen darf, um zu einem richtigen Urteil

über Fourier zu gelangen: Die Geschichtsauffassung Fouriers. Engels sagt, daß Fourier hierin „am großartigsten erscheint“, und ohne der Autoritätshascherei sich schuldig zu machen, darf man das wohl gelten lassen.

Wenn Marx ohne Zweifel der Sozialwissenschaft einen großen Dienst geleistet hat, durch die Begründung der materialistischen Geschichtsauffassung, welche alle Erscheinungen, Kämpfe und Einrichtungen aus den ökonomischen Verhältnissen der verschiedenen Zeitepochen erklärt, so darf auch hier — ohne das Verdienst von Marx im mindesten zu schmälern — Fourier als direkter Vorläufer dieser materialistischen Geschichtsauffassung hingestellt werden. Für ihn ist, wie schon erwähnt, das Entscheidende bei der Einteilung der Geschichtsepochen: Die Stellung des Weibes.

Fourier stellt die verschiedenen Epochen der Gesellschaft bis zum Uebergang in die gesellschaftliche Harmonie in folgender Formel dar:

Ebenismus,

Wildheit,

Patriarchat,

Barbarei,

Zivilisation,

Garantismus,

Soziantismus.

Diese Stellung der verschiedenen Entwicklungsstufen soll nicht nur die in Beziehung auf die Glückseligkeit rück- und vorwärtslaufende Entwicklung zeigen, sondern auch darstellen, daß der sprungweise Uebergang aus den obern in die senkrecht unter ihnen stehenden Stufen möglich sei, nicht aber freiwillig in schräger Richtung. Zu bemerken ist ferner noch, daß

es sich hier um die Gesellschaftsgeschichte handelt.

Die Benennung **E d e n i s m u s** ist der biblischen Tradition entnommen. Sie soll einen primitiven glücklichen Gesellschaftszustand bezeichnen, wie er sich unter gewissen Umständen bilden konnte, und wie ihn teilweise Seefahrer in geschichtlicher Zeit da und dort noch angetroffen haben. Auf fruchtbaren Inseln oder Hochebenen unter günstigen klimatischen Verhältnissen, geschützt vor wilden Tieren, konnte sich ein friedliches Zusammenleben gestalten, in dem ein verhältnismäßiges Wohlsein herrschte und eine gewisse Gleichheit unter allen, jedenfalls aber in dem Verhältnis zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht, waltete. Ein Gesellschaftsleben ohne Eigentum, ohne eigentliche Arbeit, da ja die Natur selbst genügend Nahrungsmittel bot, ohne Zwang und ohne trennende Vorurteile.

So phantastisch diese Darstellung aussieht, und so wenig Wert sie hätte, wenn sie sich nur auf die chaldäische Mythe stützte, so sehr stimmt sie mit den Zeugnissen überein, welche verschiedene Entdecker ablegen. Die Spanier, die mit Kolumbus zuerst die kleinen Inseln Westindiens betraten, Cook und Bougainville, die verschiedene Inseln des großen Ozeans besuchten, beschrieben die dort z. B. in Otaheiti (Gesellschaftsinseln) herrschenden primitiven Gesellschaftsverhältnisse in der gleichen Art. Ist ein solcher Urgesellschaftszustand für die Urahnen der heute zivilisierten Völker ausgeschlossen?

Die geschriebene Geschichte gibt darauf selbstverständlich keine Antwort; aber die Wissenschaft, die in den Höhlenfunden aus der Steinzeit die Geschichte ihrer Bewohner zu erforschen sucht, hat einige ganz

merkwürdige Charaktere einer Jahrzehntausende hinter uns liegenden Vergangenheit aufgefunden: Zifferierungen aus der Zeit, da im südwestlichen Mitteleuropa noch Mammut und Renntier weideten. Ein sehr geschätzter Mann der Wissenschaft, Herr Prof. Dr. A. Heim in Zürich, hielt vor mehreren Jahren einen Vortrag und knüpfte an diese primitiven Erzeugnisse der Kunst, die durch ihre naiv-natürliche Wiedergabe eines Mammuts, eines Renntiers usw. sich so vorteilhaft auszeichnen vor den religiösen und heraldischen Tierbildern mit durchgängig unnatürlichen Stellungen, die aus viel späteren, zum Teil geschichtlichen Perioden stammen, den Schluß: Die Urbewohner, welche solche Bilder hinterließen, haben jedenfalls keine „Religion“ gehabt. Aus diesem Schluß aber läßt sich weiter ableiten, daß sie ein friedliches, zwangloses und verhältnismäßig glückliches Zusammenleben gehabt haben, denn die „Religion“ findet sich in der Regel beim Gegenteil. Doch ziehe der Leser selbst seine weiteren Schlüsse.

Uebrigens hat die neuere Wissenschaft fast allenthalben Kommunismus als das Wesen der ursprünglichen Gesellschaft konstatiert.

Auf Inseln mitten im großen Ozean konnte ein solcher Gesellschaftszustand wohl ziemlich lange Zeit andauern, und hat die vollständige Freiheit des Weibes in seinen Beziehungen zum Manne ohne Zweifel ein Gleichgewicht der Bevölkerung zur Folge gehabt, sonst hätte Cook wohl statt der friedlichen Gesellschaft eine solche von Kannibalen vorgefunden. Anders aber auf dem Festlande. Hier muß jedenfalls, sei es infolge elementarer Ereignisse oder des Anwachsens der Bevölkerung, eine Zeit des Mangels eingetreten sein, in der die Natur nicht mehr genü-

gend Lebensmittel selbst hervorbrachte, — wo man also zu arbeiten beginnen mußte. Und hier beginnt der Zwang: der stärkere Mann zwingt die schwächere Frau zur Arbeit. Das ist das Merkmal der Entwicklungsstufe der Wildheit, wie es heute noch bei den wilden Indianern Nordamerikas anzutreffen ist.

Auf dieser Entwicklungsstufe herrscht immer noch kein Privateigentum, außer an der Hütte, den Waffen, Jagd- und Fischeräten. Der Mann hält zu seiner Horde, und innerhalb dieser herrscht Gleichberechtigung, gemeinsame Beratung und Abstimmung über alle Angelegenheiten — die primitive Form der direkten Gesetzgebung durch das Volk. Die Jagd-, Feld- und Weidegründe gehören der ganzen Horde. In dieser Verbindung, die nur nach außen, also andern Horden gegenüber Diebstahl und Raub übt, genießt der Wilde die Naturrechte des Sammels der Früchte, der Weide, der Jagd, des Fischfangs, — Naturrechte, für welche ihm die späteren Gesellschaften, die sie abschafften, keinen Ersatz gaben.

Daher kommt es denn auch, daß der Wilde — abgesehen von seinem Widerwillen gegen die Arbeit — sich freiwillig nicht in die Zivilisation begibt. Er sieht, daß er in letzterer doch nur die unterste, sorgenvollste Stufe, die des Arbeiters, einnehmen könnte, und daß er sich in dieser viel unglücklicher fühlen würde, als in der Wildheit. Er scheut nicht den Tod, aber eine Verkümmernng bei Arbeit und Sorgen, wie sie dem Arbeiter in der Zivilisation beschieden ist.

Aber das Weib, das in der Wildheit zu harter Arbeit für die Männer herabgedrückt ist und dazu noch für seine Kinder sorgen muß, findet in der Hordegemeinschaft der Männer keine Befriedigung. Es läßt sich vorstellen, daß es unter dem Einflusse einer

gewissen Entwicklung das Weib war, das den Mann, mit dem es in Beziehung stand, bewog, aus der Gemeinschaft herauszutreten und sich zunächst der Familie zuzuwenden. Das ist die Version Fouriers vom „Sündenfall“ aus der ursprünglichen rohen Gemeinschaft in die Privatwirtschaft, womit sich der Uebergang ins Patriarchat vollzog.

Obgleich Fourier diesen Entwicklungsgang in Beziehung auf ein gewisses ursprüngliches Glück als einen rückgängigen annimmt, sieht er doch in ihm einen naturnotwendigen Fortschritt, da sich eben nur in der Privatwirtschaft zuerst die Arbeit entwickeln konnte, die in ihrer Verbindung mit der Wissenschaft und durch eine ihr entsprechende soziale Organisation zu einem höheren Glück führen wird. Nebenbei sei bemerkt, daß Fourier die mongolischen Nomadenvölker in die Uebergangsstufe von der Wildheit zum Patriarchat einreihete.

Das Hauptmerkmal des Patriarchats ist, wie schon der Name sagt, die väterliche Autorität in der Familie, die Entstehung der Ehe mit einer Frau, die den Titel führt, neben der aber auch noch andere in untergeordnetem Verhältnis stehen. Ferner die Entwicklung des Familiengrundeigentums, der Beginn der Kultur durch Knechte, die sich entweder dem Ansehen oder der Gewalt des Familienoberhauptes fügen. Aus diesen Anfängen entwickelt sich die Sklaverei. Die väterliche Autorität pflanzt sich fort durch das Recht der Erstgeburt. Noch halb im Patriarchat befinden sich die Tscherkessen und die Beduinen.

Wenn hier von verschiedenen Entwicklungsstufen in der Gesellschaftsgeschichte die Rede ist, so darf wohl als selbstverständlich vorausgesetzt werden, daß sie nicht als streng abgegrenzte Begriffe zu nehmen sind,

daß sie vielmehr ihre auf- und absteigenden Bewegungen und Uebergänge haben, daß Wechselwirkungen fortschreitender und rückwirkender Art zwischen Völkern verschiedener Entwicklungsstufen stattfinden. Wie ja auch, geschichtlich bekannt, Invasionen, Verschiebungen und Mischungen von Völkern ganz verschiedenen Charakters vorkamen, die Zwitterbildungen hervorbrachten.

Das Patriarchat tendiert nun nach zwei Richtungen hin. In großen, weiten, mehr oder weniger eintönigen Ländern führt es, da ja eine Familienherrschaft mit der andern, wegen der Weibe, des Wassers usw., kurz wegen Besitzansprüchen sehr leicht in Streit gerät, zu gegenseitigen Kämpfen und Unterjochungen, zu kleineren und größeren Staatenbildungen, schließlich zur Aufrichtung einer Alleinherrschaft mit absoluter Gewalt. In dieser Richtung lenkt das Patriarchat zur Barbarei, einem Gesellschaftszustand, der auf starrer Unterdrückung und Gewalt herrschaft beruht. Aus den Knechten des Patriarchen sind Soldaten und Sklaven geworden. Das Merkmal der herrschenden Klasse ist die ungezügelte Vielweiberei. Die Frau ist Sklavin, die Arbeiter sind Sklaven, die bereits im Ackerbau und gewerblichen Arbeiten zur Massenverwendung kommen, also einen Fortschritt in der Arbeit repräsentieren.

Dieser Gesellschaftszustand ist der unglücklichste von allen; es gibt in ihm keine andere Freiheit mehr als die blutige Empörung der Sklaven oder der Soldateska (Strelitzen, Janitscharen usw.); er führt in seiner starren Gewalt bei langer Dauer zu vollständiger Stumpfheit und Entartung ganzer Völker und zur Unfähigkeit, sich selbst auf eine höhere Stufe der Entwicklung zu heben. Dem Zustand der Barbarei

entsprechen die großen asiatischen Reiche des Altertums, als deren später Nachläufer das asiatisch-türkische Reich zu betrachten ist. Dem langen Verharren in der Barbarei ist die Stabilität Chinas zuzuschreiben, und noch zu einem Viertel barbarisch betrachtete Fourier auch — Rußland, natürlich geraume Zeit vor dem Dekabristenaufstand von 1825.

Anders ist die Richtung des Patriarchats in Ländern mit einer größeren Gliederung, vom Meere mehr oder weniger umflossen und eingebuchtet, von Berg- und Waldzügen abgeteilt, wie die drei großen Halbinseln, die den Süden Europas bilden, und hauptsächlich die Balkanhalbinsel und deren südlicher Teil mit seinem Inselmeer. Hier erzeugt das Land schon eine andere Denkart und führt zu einer höheren Form der Gesellschaft. Die strenge Zucht unter der Gewalt des Familienoberhauptes, das starre Recht der Erstgeburt und die Unterordnung des Weibes in die Stellung einer Halbsklavin gewinnen hier mildere Formen. Es widerstrebt allmählich den Patriarchen, ihre Töchter als Nebenweiber herzugeben und ihre später gebornen Söhne als Knechte des Erstgeborenen zu hinterlassen. Der Patriarch beginnt mit denen, die seine Töchter heiraten, Eheverträge zu machen.

So entwickelt sich Monogamie, die Eihehe, der Anfang der Personenrechte des Weibes, und damit beginnt die erste Phase der Zivilisation — das Stadium der altgriechischen und altitalischen Kultur, und das Stadium, in dem sich jedenfalls die Germanen schon vor unserer Zeitrechnung befanden. In der ersten Kindheitsphase der Zivilisation ist noch die Sklaverei vorhanden, die zwar einerseits in der Arbeit und Bildung des Kapitals einen Fortschritt bezeichnet, andererseits aber durch ihren inneren Widerspruch mit

der Tendenz der Zivilisation weitere Fortschritte verhindert, sogar Rückschläge herbeiführt.

Fourier nimmt an, daß die griechische Zivilisation auf ihrem Höhepunkte, dem so oft genannten Perikleischen Zeitalter, entwickelt genug gewesen wäre, um in den Garantismus überzugehen — wenn die Griechen keine Sklaverei gehabt hätten. Der hellenische Staatsgedanke neigte freilich, wie auch Marlo bemerkt, zu garantistischer Richtung. Er zeitigte nicht nur Utopisten, wie Pythagoras, Plato usw., sondern sogar ein solch garantistisches Staatswesen in Sparta — aber das lag doch wohl überhaupt mehr oder weniger im ganzen vom traditionellen Kommunismus angehauchten Charakter der ersten Phase der Zivilisation.

Die Jugend- oder zweite Phase der Zivilisation nach dem Untergang der antiken Kultur und nach der Völkerwanderung hat ihren Keim in der freien Städtebildung (zum Unterschied von den Riesenstädten in der Barbarei), in der Kultur der Künste und Wissenschaften. Auf dem Lande sind die Sklaven zu Leibeigenen geworden, weil sie sich in dieser Eigenschaft besser ausbeuten ließen, denn als Sklaven, und in den Städten bildet sich aus früheren Leibeigenen das gewerbetreibende Bürgertum, das sich für seine Gemeindeverbände Privilegien erringt und die Bourgeoisie gebiert.

Damit ist die Zivilisation als gesellschaftliche Entwicklungsstufe auf ihrem Höhepunkte angelangt und beginnt ihre absteigende Bewegung.

In der dritten Phase der Zivilisation ist der Arbeiter „frei“, Lohnarbeiter. Aus der anarchistischen freien Konkurrenz entwickelt sich der Großhandel und die Großindustrie. Das Kapital verbündet sich zu

großartigen Assoziationen in der Form von Aktiengesellschaften und zu monopolistischer Stellung, die in innerem Widerspruch mit der vorgeschrittenen Produktion steht und deshalb in der Volkswirtschaft zu einem fehlerhaften Kreislaufe führen muß. Obgleich in dieser Phase die Bildung von unermeßlichem Reichtum gegeben ist, bleibt das Volk arm, die ökonomischen Illusionen eines allgemeinen Wohlstandes erfüllen sich nicht, so wenig wie die Illusionen der politischen Freiheit und des Repräsentativsystems sich erfüllten.

Die Anarchie des Handels und der Produktion führt zur Raubwirtschaft und Verwüstung der Wälder, der Gebirgsforsten, damit zur Verwüstung der Länder durch die daraus folgenden Extreme: Dürre und Ueberschwemmungen. Jetzt tritt die Zivilisation in ihr letztes Stadium, das des Absterbens. Das Kapital bemächtigt sich auch des Grund und Bodens. Bäuerliche Leihbanken bezeichnen die kümmerliche Existenz der landwirtschaftlichen Produktion. Die Industrie ist auf dem Höhepunkt des Faustrechts und des modernen Feudalismus angelangt, wo alle mitbewerbenden Existenzen erdrückt werden. Sie ist so ins Riesengroße gewachsen, daß ihre Größe über die menschliche Kraft der modernen kapitalistischen Feudalherren hinausgeht, daß daher Pacht- und Vertragsverhältnisse entstehen müssen, wie bei dem Grundbesitz zum Beispiel in England und Italien.

Die Illusionen, auf dem Wege der vereinzeltten Assoziationen über diesen Kapitalfeudalismus Meister zu werden, stellen sich als trügerisch heraus, und es beginnt eine neue Entwicklungsstufe, die Zivilisation geht über in den Garantismus, die Ablösung der privatkapitalistischen Funktionen durch Gemein-

den und Staaten. Diese Entwicklungsstufe, die mit mehr oder weniger kommunistischer Umgestaltung der Eigentumsverhältnisse durch die nächsten größeren Zuckungen eingeleitet wird, ist schon skizziert worden, sie führt zu der des Sozialismus, in dem die Arbeit von ihren professionellen Einseitigkeiten abgelöst und in einfache passionelle Reihen und Gruppen übergeführt wird, die sich dann weiter entwickeln bis zur vollen Harmonie.

Die Zivilisation vermag nicht die wilden Völker zu gewinnen, alle ihre Versuche stürzen sie nur in größeres Unglück oder rotten sie ganz aus. Dagegen lassen sich diese Wilden durch den Garantismus und den Sozialismus anziehen, was die gelungene Kolonisation der Jesuiten unter Francia mit den Indianern Paraguays beweist. Erst die letzte aufsteigende Entwicklungsstufe der Gesellschaft, die Harmonie, mit ihrer anziehenden Arbeit und der absoluten Befreiung des Weibes wird alle Völker der Erde vereinigen können.

Eine lange, lange Zeit, nimmt Fourier an, wird die Menschheit sich des glücklichen Gesellschaftszustandes der Harmonie erfreuen, 70,000 Jahre wird sie in Frieden und Glückseligkeit leben; dann wird der Gesellschaft, wie jedem einzelnen Menschen, das Greisenalter nahen: Die absteigende Bewegung, in der sie die anfänglichen Kindheitsentwicklungsstufen in umgekehrter Ordnung wieder durchmacht. Dann wird die Menschheit sterben, nach ihr alles animalische und vegetabilische Leben, schließlich der Erdball und das ganze Sonnensystem, um wieder Stoff zu neuem Werden abzugeben.

Man wird einen seltsamen Widerspruch finden zwischen dieser, wenn auch idealen, so im Grunde

doch ganz materialistischen Geschichtsauffassung und dem utopistischen Gedanken, es lasse sich der Sprung in die Harmonie machen, ohne daß die dazwischen liegenden Entwicklungsstufen durchlebt werden. Aber begegnen wir nicht ähnlichen Widersprüchen sehr oft? Fourier sagt: Die industrielle Entwicklung ist bereits über die gesellschaftliche hinausgeschritten; eine Gesellschaft, die Uhren, Dampfschiffe usw. erzeugt, sollte auch über die Privatwirtschaft hinaus sein. Marx und Engels sagen: Die kapitalistische Produktionsweise ist eine gesellschaftliche und wird unverträglich mit ihrer kapitalistischen Hülle. Das wird von Hans und Kunz so aufgefaßt, daß die Produktionsweise schon unverträglich geworden ist mit der kapitalistischen Hülle und es nur eines weiteren revolutionären Hammers bedarf, um diese Hülle, wie die Form einer Glocke, zu zererschlagen. Ist das nicht auch utopistisch? Wo beginnt die Grenze, an der sich utopistische Illusion von richtiger Auffassung trennt? Wo ist das Universalgenie, das sich anmaßen dürfte, hierauf eine maßgebende Antwort zu geben? (1880/81 geschrieben.)

Gewiß ist nur, daß es noch keine Umgestaltung in der Geschichte gegeben hat, an die sich nicht Illusionen geknüpft hätten, ja die nicht durch Illusionen bewirkt worden wäre. Die Illusion ist der unzertrennliche Begleiter des Zukunftsdranges, sie soll durch Aufklärung und Anregung zum Denken vor phantastischen Ausschreitungen bewahrt werden, — sie ganz aufzuheben, ist unmöglich, so lange schlechte Verhältnisse schmerzlich empfunden, bessere heftig angestrebt werden.

Nun, wo uns der Zukunftsdrang in so phänomenaler Gestalt und genialer Gewalt entgegentritt, wie

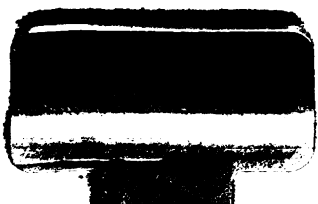
in Karl Fourier, da müssen wir auch verstehen, warum sein Begleiter, die utopistische Illusion, sich über das Maß des Gewöhnlichen erhebt. Auf der breiten Straße der Mittelmäßigkeit rühmt der Philister sich „objektiver Ruhe“ des Denkens, — wer aber unbekanntes Bergpfade steigt, steile Felsen erklimmt, um das in der eigenen Brust verheißene Land der Zukunft zu schauen, dem soll man seine Irrwege nicht anrechnen. Er macht sie, damit andere sie vermeiden können.



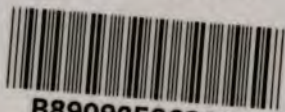
89092596360



b89092596360a



89092596360



B89092596360A